

Breslauer Sonntagsblatt

Illustrirte Schlesische Wochenchrift.

Abonnements nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buchhandlungen und Postämtern des Deutschen Reiches entgegen.

Angegeben am 3. August.
Der Jahrgang läuft vom 1. October 1883 bis dahin 1884.

Abonnements-Preis. bei allen Buchhandlungen M. 1.— pro Quartal, bei häuslichem Postämtern M. 1.20 pro Quartal. Preis der einzelnen Nummer 10 Pf.

Schachmatt.

Roman von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Wachdruck verboten. Uebersetzungsbrecht vorbehalten.

Achtes Capitel.

Ein Räthsel.

Walter Weidners hatte, wie er es an jedem Morgen zu thun pflegte, die bereits geöffneten und mit Notizen versehenen Briefe in's Cabinet seines Chefs gebracht und die Börsencurse wie die Arbeiten des Tages mit dem Commerzienrath besprochen.

Er wollte sich wieder entfernen, als die Frage des Chefs ihn zurückhielt, ob Vertram Bauerband schon sein Geld in Empfang genommen habe.

„Was gestern Abend ist es noch nicht geschehen,“ erwiderte der Geschäftsführer; „vielleicht dürfen wir daraus den Schluß ziehen, daß Bauerband kein Unrecht einsieht und um Entschädigung bitten wird, um die abgebrochene Verbindung mit uns wieder anzuknüpfen.“

„Wenn das geschieht, wollen wir überlegen, was zu thun ist,“ nickte der Commerzienrath, „wir werden unsere Bedingungen stellen. Flüssige Fonds thun uns in diesem Monat Noth, ich breche nicht gerne eine Verbindung ab, die uns nur Vortheile bietet.“

Walter schritt durch die Bureauzimmer, um seine Anweisungen zu ertheilen, und kehrte dann in sein Cabinet zurück.

Er hatte eben eine Cigarette angezündet und mit der Beantwortung eines Briefes begonnen, als der Kassirer in sichtbarer Erregung eintrat.

„Wir sind bestohlen,“ sagte er mit heiserer Stimme, „mit ist es ganz unbegreiflich, wie das Geld aus dem verschlossenen Schrank verschwinden konnte.“

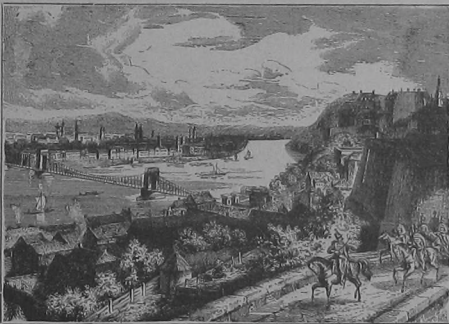
Walter hatte sich aus seinem Sessel erhoben, sein Blick ruhte forschend, aber voll ruhiger Erwartung auf dem bleichen Antlitz des hageren Mannes, der mit den zitternden Händen über sein spärliches Haar fuhr.

„Sie sind wieder einmal nervös, Herr Müller,“ erwiderte er, „ich habe Ihnen schon oft gerathen, einige Wochen Urlaub zu nehmen und ein Seebad zu besuchen.“

„Das kann ich nicht, Sie wissen, ich habe fünf Kinder zu ernähren, die noch alle schulpflichtig sind, da bleibt vom Gehalt nicht so viel übrig, daß ich an eine Badereise denken darf. Und mit dem verschwundenen Geld hat meine Nervosität wahrscheinlich nichts zu thun —“

„Mit welchem verschwundenen Gelde?“

Ich hatte gestern das Gutgaben Vertram Bauerbands abgezählt und ein Packetchen daraus gemacht, damit ich nicht lange aufgehalten würde, wenn —“



Buda-Pest. (Zwei siehe Seite 714.)

„Nun? Und dieses Päckchen?“
 „Ist verschwunden! Der Kassirer des Herrn Bauerband ist da, um das Geld zu holen, ich finde es nicht.“

„Zahlen Sie augenblicklich aus und kommen Sie wieder hierher,“ befahl der Commerzienrath, der unbemerkt durch die Portiere eingetreten war. „Was halten Sie davon?“ wandte er sich zu dem Geschäftsführer, der das Vergnügen auf die Nase klemmte und nachdenklich in die Gluth seiner Cigarre blickte.

„Wahrscheinlich ein Irrthum!“ erwiderte Walter achselzuckend. „Herr Müller leidet schon lange an hochgradiger Nervosität —“

„Wenn es schon so weit mit ihm gekommen ist, daß er nicht mehr aufpassen kann, dann muß er entlassen werden! Das fehlt mir nun auch noch! Wie groß war der Betrag?“

„Fünftausend achthundert und einige Thaler. Ich wiederhole, hier kann nur ein Irrthum vorliegen.“

„Das werden wir sehen, die Sache muß gründlich untersucht werden.“

Der Kassirer kehrte in diesen Augenblicke zurück, er bat die Herren, ihn in das Kassenzimmer zu begleiten, damit er dort die Sache erklären könne.

Spuren eines Einbruchs waren nicht zu entdecken, der Kassirer zeigte die Stelle im eisernen Schrank, wo das Geld gelegen hatte.

„Gestern Abend lag das Päckchen noch hier, als ich den Schrank schloß,“ sagte er, „heute Morgen war es verschwunden.“

„Vermissten Sie es gleich, als Sie den Schrank öffneten?“ fragte der Commerzienrath.

„Nein, ich hatte keine Veranlassung, danach zu sehen, erst als der Bote Bauerbands kam, entdeckte ich den Verlust. Heute Morgen kam Niemand es aus dem Schrank genommen haben, ich bin hier allein gewesen und habe auch das Zimmer nicht verlassen.“

Walter hatte den ganzen Schrank durchsucht und auch auf dem Fußtisch sich umgesehen, er schüttelte mit rathloser Miene das Haupt.

„Ich finde dieses spurlose Verschwinden eines Geldpäckchens aus einem diebstahlsicheren Schrank vollständig unmöglich,“ sagte er.

„Und dennoch ist es Wahrheit,“ erwiderte der Kassirer. „Ich hoffe, Sie werden meinen Worten Glauben schenken.“

„Aber wie erklären Sie sich das Verschwinden?“ fragte der Commerzienrath. „Sie müssen darüber doch schon nachgedacht haben.“

„Ich finde nur die eine Erklärung, daß der Dieb die Schlüssel zum Schrank gehabt haben muß. Das Kassenzimmer ist während der Nacht nicht geschlossen, wie David behauptet, und wer die Schlüssel besitzt, kann den Schrank ohne Mühe öffnen, da das Schloß nicht mit einer Sperrevorrichtung versehen ist.“

„Sie haben möglicherweise den Schrank nicht zugegeschlossen,“ warf Walter ein.

„Wie hätte ich das vergessen können! Ich habe nie meine Pflichten verkümmert und sie auch gestern Abend gewissenhaft erfüllt.“

Einige Leute waren in's Kassenzimmer eingetreten, die Kasse burste während der Geschäftsstunden nicht geschlossen bleiben.

„Ich frage Sie noch einmal, was halten Sie von diesem Räthsel?“ sagte der Commerzienrath, als er sich mit dem Geschäftsführer wieder im Cabinet befand. „Mir scheint die ganze Geschichte ein schlaues berechnetes Manöver seitens des Kassirers zu sein. Wie lebt der Mann? Hat er Schulden?“

„Er hat eine zahlreiche Familie und mag wohl oft mit Sorgen kämpfen,“ erwiderte Walter, „ich habe ihn immer für einen soliden Menschen gehalten. Man kann sich freilich

in den Menschen täuschen, indessen möchte ich erst dann auf diesen Verdacht zurückkommen, wenn das Resultat unserer Untersuchung ein negatives ist.“

Der Commerzienrath warf die erkochene Cigarre in den Aschenbecher und legte die Hände auf den Rücken, um das Zimmer mit großen Schritten zu durchmessen.

„Und wo wollen Sie die Untersuchung beginnen?“ fragte er.

„Ich nehme an, daß der Dieb die Schlüssel gehabt hat.“

„Und wie soll er in den Besitz derselben gekommen sein?“

„Das eben muß untersucht werden. irre ich nicht, so existiren von den Schlüsseln zu jenem Schranke drei Exemplare?“

„Allerdings,“ nickte der Bankier, während er aus einer Schublade seines Schreibtisches eine kleine eiserne Kassette herausnahm, die er hastig öffnete, „Müller hat ein Exemplar und hier ist das zweite.“

Er holte die Schlüssel aus der Kassette heraus und zeigte sie dem Geschäftsführer, der mit der größten Aufmerksamkeit seine Cigarre weiterrauchte.

„Schön, und das dritte?“ fragte Walter.

„Besitzt mein Sohn.“

„Richtig,“ nickte Walter, „ich erinnerte mich noch vorgestern Abend daran.“

„Bei welcher Gelegenheit?“

„Als ich Ihrem Mündel die Abrechnung überreichte. Ich sagte ihm, daß Sie ihn gern mit einigen Hundert Thalern unterstützen würden, wenn er wegen seines beidseitigen Verdachts um Verzeihung bitten wollte. Er wies Almosen, wie er es nannte, mit groben Worten zurück, dennoch bat ich ihn, seinen Einfluß auf Ihren Herrn Sohn zu benutzen und ihn der Bethätigung an unsern Arbeiten geneigt zu machen. Bei dieser Gelegenheit sagte ich ihm, daß Herr Theo früher schon in unserm Hause gearbeitet, auch eine Zeit lang die Kasse verwaltet habe, und daß er den Schlüssel wahrscheinlich jetzt noch besitze, ein Beweis, wach großes Vertrauen Sie ihm schenken.“

Der Commerzienrath hatte bereits an der Glockenschmür gegessen, er ließ seinen Sohn ersuchen, sofort in's Cabinet zu kommen.

Nur bevor dies geschah, hatte Hugo seinem Freunde die Unterredung mit Helene wortgetreu berichtet.

„So weiß ich nun, woran ich bin,“ sagte Theo mit einem schweren Athemzuge, „Helene liebt einen Andern, und ich habe kein Recht, mich zwischen die Weiden zu drängen. Gilt Ihre Abneigung nicht meiner Person, wie ich es vermuthete, so bleibt für ihre Abneigung nur noch diese Erklärung, und ich begreife nun, daß sie ihre Gründe nicht nennen will. Da ist es wohl das Beste, daß ich den Vorstoß meines Vaters annehme und eine Heiße antrete.“

„Und ich mache mich nun auch auf den Markt, um ein Engagement zu suchen,“ erwiderte Hugo entschlossen; „habe ich es, so entfahre ich meine Braut, dann wird der Schneider wohl zu Kreuze kriechen und in das Unabänderliche sich fügen.“

„Handle nicht leichtsinnig, Hugo!“

„Ich was, nichts halb zu thun ist edler Geister Art! Wenn ich nur nicht diesen entsetzlichen Nagel im Kopfe hätte!“

„Wo bist Du denn gestern Abend gewesen?“

„Zuerst hier, und als ich Dich hier nicht fand, trieb mich der Aerger über den Parvenu in's Wirthshaus. Ich war in verschiedenen Häusern, wo, weiß ich selbst nicht mehr. Um elf Uhr kam ich heim, im Hause schlief schon Alles, Du warst noch nicht da, ich habe eine Viertelstunde auf Dich gewartet, dann bin ich abermals ausgegangen, das Blut tobte förmlich in mir. Mit dem Hut in der Hand bin ich durch die Straßen gewandert, hinaus vor die Stadt und wieder zurück. Ich hatte eine gelinde Hoffnung, der Schneider

würde mir begegnen, dann wäre ihm die Wahrheit gesagt worden, wie er sie in seinem ganzen Leben noch nicht gehört hat. Und weißt Du, wenn man über solche Geschichten nachdenkt, dann regt man sich auf bis zum Wahnsinn, und dabei bekommt man auch noch einen Heiden Durst. Auf dem Rückwege fand ich noch eine Weinsthänke offen, und dort bin ich veräffelt worden."

"Du bist wohl sehr spät zu Hause gekommen?" fragte Theo.

"Ja, es kann drei Uhr gewesen sein, ich wollte Deinen Schlaf nicht stören."

"Es war nur gut, daß ich bei meiner Heimkunft die Kiesel an der Hausthüre nicht vorgeschoben habe."

"Dann wäre ich weitergewandert, es lag mir wenig daran, ob ich in's Bett kam oder nicht. Uebrigens ist Dein Herr Papa noch später heimgekommen; er wäre der Letzte, der mir einen Vorwurf machen dürfte."

In diesem Augenblick trat David ein, um den jungen Herrn in's Cabinet zu bescheiden.

"Wäse nur alle Schuld auf mich!" spottete Hugo, indem er seinen Hut holte. Ich gehe aus, um meinen Vater zu kurtiren, in einer Stunde denke ich wieder hier zu sein, denn nach Tisch reise ich ab."

"Wohin?" fragte Theo.

"In die Residenz zum Theateragenten, ich muß jetzt alle Hebel in Bewegung setzen, hier halte ich es nicht länger aus."

"Wir wollen nachher darüber berathen," sagte Theo in seiner ruhigen Weise, "überlese nichts und Sorge vor allen Dingen, daß Du ruhiger wirst."

David hatte dieser kurzen Unterredung beigewohnt, er begleitete Theo die Treppe hinunter.

"Sie wissen nicht, was mein Vater von mir wünscht?" fragte Theo.

"Nein, er war sehr aufgeregt, ich glaube, der junge Herr da oben ärgert ihn," erwiderte David. "Sie wissen wohl nicht, daß der Herr Vetter spät nach Mitternacht ganz betrunken nach Hause gekommen ist?"

"Betrunken?" erwiderte Theo unwillig. "Haben Sie ihn gesehen, daß Sie dies behaupten können?"

"Gesehen, nein, aber gehört habe ich's, wie er die Treppe hinaufstolperte."

Theo gab keine Antwort, er trat in das Cabinet seines Vaters, in dem er auch den Geschäftsführer fand.

"Du wirst Dich erinnern, daß Du noch die Schlüssel zum Geldschrank besitzt," sagte der Commerzienrath, ehe sein Sohn ein Wort an ihn richten konnte, "ich muß sie von Dir zurückfordern, nicht aus persönlichem Mißtrauen, sondern aus anderen Gründen, also sei so gut und hole sie."

Ein herber Zug umzuckte die Lippen Theos, der barsche Ton verletzte ihn, er fand darin doch ein Mißtrauen, das ihn unangenehm berührte.

"Ich werde sie augenblicklich holen," sagte er.

"Sie sollen sehen, er bringt sie," wandte der Commerzienrath sich zu seinem Geschäftsführer, während er ruhiglos auf und abwanderte, "und was dann? Unsere Untersuchung wird damit beendet sein, und das Räthsel ist noch immer nicht gelöst."

"Wir wollen's abwarten," sagte Walter ruhig, der am Fenster stand und mit seinen Blicken jeder Bewegung des Ehefs folgte. "Ich spreche jetzt noch keinen Verdacht aus, ich will zuvor die Ueberzeugung haben, daß er begründet ist."

"Verdacht?" fragte der Bankier, stehen bleibend. "Sie haben schon Verdacht auf eine bestimmte Person geworfen?"

"Ich behaupte das nicht, aber wenn ich über die Sache nachdenke, so erscheint mir Manches auffallend und befremdlich. Ich nehme an, der Kassirer behauptet die Wahrheit, dann frage ich mich, weshalb hat der Dieb nur dieses Geldpäckchens und nicht den ganzen Inhalt des Schrankes mitgenommen?

Daß das Verschwinden dieses Päckchens nicht unbemerkt bleiben konnte, mußte er wissen —"

"Und ich sage Ihnen noch einmal, es ist nur ein Manöver Müllers!" unterbrach der Commerzienrath ihn. "Oder halten Sie es für möglich, daß man mit einem falschen Schlüssel das Schloß öffnen kann?"

"Nein, darüber müßte die Mündigkeit eines Fabrikanten dieser Schloßer gehört werden."

Theo trat wieder ein, sein Gesicht war bleich, aber ruhig. "Ich finde die Schlüssel nicht," sagte er.

Walter warf seinem Ehef einen bedeutungsvollen Blick zu und klemmte das Vorkorn auf die Nase.

"Wo hattest Du sie aufbewahrt?" fragte der Commerzienrath. "Es waren die Schlüssel, einer zur Hauptthüre und die beiden andern zum Tresor."

"Ich weiß das, sie lagen in einer Schublade meines Secretärs."

"Und der Secretär war offen?"

"Es kann sein, ich habe nicht immer den Schlüssel abgezogen."

"Wie leichtsinnig!" sagte der Bankier unwillig. "Wann hast Du die Schlüssel zuletzt gesehen?"

"Ich erinnere mich nicht mehr, Du gabst mir damals die Schlüssel, als ich die Kasse übernahm, und später sagtest Du mir, ich möge sie behalten, damit ich sofort Herr über die Kasse sei, wenn ein plötzlicher Tod Dich abrufe. Ich habe an die Möglichkeit dieses Falles niemals gedacht —"

"Aber die Schlüssel hättest Du besser aufbewahren müssen!" zürte der Commerzienrath. "Meine Kasse ist in der vergangenen Nacht bestohlen worden, der Dieb muß die Schlüssel beisehen haben, nun frage ich Dich, wer ist der Dieb?"

Bestürzt war Theo zurückgetreten, sein Blick streifte das spöttisch lächelnde Gesicht Walters.

"Wie kann ich das wissen?" sagte er.

"Nein, Sie können das nicht wissen," nahm Walter jeht das Wort, "Sie, der Sie von allen Menschen nur das Beste denken, wissen ja nicht, wie sehr Ihre Großherzigkeit mißbraucht worden ist. Die Schlüssel sind Ihnen gestohlen worden, vermeintliche Rechte, die man auf gesetzlichem Wege nicht verfolgen kann, sucht man auf andern Wegen zu erreichen."

Die beiden Wildenbruch, Vater und Sohn, blickten ihn überrascht an.

"Wenn ich Sie recht verstehe, so sprechen Sie einen Verdacht aus, der mit seiner ganzen Schwere sich gegen meinen Vetter richtet," sagte Theo in großem Tone; "ich möchte Sie bitten, in solchen Aeußerungen doch etwas vorsichtig zu sein. Hugo Wildenbruch hat nicht gewußt, daß ich die Schlüssel besaß."

"Verzeihen Sie, er wußte es, ich erinnere mich, daß ich es ihm vorgestern Abend gesagt habe," erwiderte Walter kühl, indem er an der Glockenschür zog. "Sie erlauben wohl, Herr Commerzienrath, daß ich die Untersuchung weiter führe?"

"Gewiß, gewiß," nickte der Bankier verwirrt. "Ihr Verdacht fängt an, mir einzuleuchten, der Bursche ist als abgegriffener Vagabund heimgekehrt, er wird in der Fremde nichts Gutes gelernt haben."

David trat ein, der Geschäftsführer befohl ihm, die Thüre zu schließen und näher zu kommen.

"Strengen Sie einmal Ihr Gedächtniß an," sagte er, "haben Sie gestern Abend nach Geschäftsfluß irgend etwas Verdächtiges im Hause bemerkt?"

"Nicht, doch ich wüßte," erwiderte David ohne Zögern.

"Sie werden sich erinnern, daß ich gegen halb acht Uhr das Haus verließ, — wer war außer dem Dienstpersonal zu dieser Zeit noch im Hause?"

"Nur der Herr Commerzienrath, der eine halbe Stunde später ausging."

„Ich war schon früher ausgegangen,“ sagte Theo.

„Sie kamen gegen Mitternacht nach Hause,“ riefte David.

„Und Herr Hugo Wildenbruch?“ fragte Walter.

„Der hatte gestern Abend eine merkwürdige Unruhe; er war den ganzen Tag nicht im Hause gewesen, gegen sieben Uhr Abends kam er, ging aber gleich darauf wieder fort. Dann kam er gegen elf Uhr wieder, ich lag schon im Bett —“

„Sie müßten ihm öffnen?“ fragte der Bankier rasch.

„Nein, er hatte den Hausschlüssel, ich hörte ihn die Treppe hinaufgehen; nach einer halben Stunde schlug er die Hausthüre wieder hinter sich zu.“

„Er ging also noch einmal aus?“ fragte Walter. „Wissen Sie das ganz bestimmt?“

„Ich bin sogleich aus dem Bett gesprungen und an's Fenster gegangen, da sah ich ihn mit dem Hut in der Hand vorbeiziehen, der Mond schien hell genug, daß ich den Herrn erkennen konnte.“

„Und wann kam er zurück?“ fragte der Commerzienrath, auf dessen Stirn die Adern answollten.

„Sehr spät, es kam drei, es kam auch vier Uhr gewesen sein, und wie er die Treppe hinaufstolperte, hörte ich, daß er total betrunken war.“

„Er wird sich einen Rausch angetrunken haben, um sein böses Gewissen zu betäuben,“ sagte Walter, der mit seinem Chef abermal's einen bedeutungsvollen Blick wechselte.

„War Dein Secretär gestern Abend offen?“ fragte der Bankier. „Sag' die volle Wahrheit, Theo, und suche nichts zu verdunkeln, ich bitte Dich darum.“

„Ja, er war offen,“ erwiderte Theo, „aber darum kann ich noch immer nicht an die Wahrheit dieses Verdachts glauben. Hugo ist ein ehrlicher Mensch und seine Unruhe läßt sich leicht erklären, zwischen ihm und Vertram Bauerband hat gestern ein ärgerlicher Austritt stattgefunden, deshalb will er auch heute noch die Stadt verlassen und an einem Theater ein Engagement suchen. Ehe man einen solchen Verdacht ausspricht und verfolgt, müßte die Sache doch gründlicher untersucht werden; eine andre Person kann die Schlüssel fortgenommen haben —“

„Wer?“ unterbrach sein Vater ihn scharf. „Kannst Du diese Person mir bezeichnen? Wer hat zu Deinem Zimmer Zutritt?“

„Ich kann Niemand bezeichnen.“

„Und es wird auch Niemand gewußt haben, daß er die Schlüssel zu meinem Geldschrank in Deinem Secretär finden konnte! Hugo wußte es, er war erbittert über die Abrechnung, die seine letzten Hoffnungen vernichtete, es wurde ihm klar, daß ihm nun nichts mehr übrig blieb, als die Bagabundenlaufbahn weiter zu verfolgen. Daß ihm das nicht behagte, läßt sich denken, großartig ist er immer gewesen, und vielleicht war es nicht das erste Mal, daß er ein Verbrechen beging, um sich aus der Noth zu helfen.“

„Er hat möglicherweise diesen Griff in Ihre Kasse nicht als ein Verbrechen betrachtet,“ fügte Walter den Schlussfolgerungen seines Chefs hinzu, „er mag sich gefagt haben, es sei ja sein Eigenthum, was er nehme. Wie ist die Sache jetzt sehr klar, nur fürchte ich, daß es schwer sein wird, ihm die Schuld zu beweisen.“

„Ich befreite sie,“ warf Theo ein, aber der Vater schnitt ihm sofort das Wort ab, indem er dem Hausdiener befahl, den Polizeicommissar des Stadtviertels zu rufen.

„Der Bursche ist mir gegenüber mit einer Frechheit aufgetreten, die exemplarische Strafe verdient,“ sagte er erregt, „er hat die Gastfreundschaft meines Hauses mißbraucht, um mich zu beleidigen, ich habe keine Nachsicht mit ihm.“

David hatte das Cabinet schon verlassen, ein gebieterischer Wink des Geschäftsführers befahl ihm, den Auftrag des Commerzienraths sofort auszuführen.

„Water, bedenke, was Du thun willst,“ warnte Theo, „ein Verdacht ist leicht ausgesprochen, er kann das ganze

Leben eines Menschen vergiften. Nur dann, wenn Beweise vorliegen —“

„Hatte Hugo Beweise für den Verdacht, mit dem er meine Ehre zu besudeln suchte?“ fuhr der Commerzienrath auf. „Mir predigst Du Schonung und Nachsicht, und ihm hast Du die Stange gehalten!“

„Nein, das that ich nicht, ich habe auch ihn gewarnt und gegen seine Anklagen Dich in Schutz genommen. Wenn ich ihn jetzt verteidige, so geschieht es aus Ueberzeugung, ich kann mir nicht denken, daß Hugo eines so niedrigen, so sehr entehrenden Verbrechens fähig sein soll.“

Der Bankier zog an der Glockenschnur, sein Gesicht hatte sich dunkler gefärbt, die Augen bligten zornig unter den buschigen Brauen.

Das Glockenzeichen, das er gegeben hatte, galt dem Kassirer, der nach wenigen Minuten eintrat.

„Wag die Sache nun liegen, wie sie will, Sie sind nicht ganz ohne Schuld,“ sagte der Commerzienrath in heftiger Erregung. „Sie hätten dafür sorgen müssen, daß das Kassenzimmer während der Nacht geschlossen blieb, Sie sind nicht vorständig und sorgsam genug gewesen, ich muß Ihnen deshalb kündigen.“

„Es war nicht meine Sache,“ warf der Kassirer ein, aber der Chef ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Es war allerdings Ihre Sache,“ fuhr er fort, „Sie mußten dem Hausdiener befehlen, das Zimmer am Abend zu schließen und am Morgen wieder zu öffnen; wurde diesem Befehle nicht pünktlich Folge geleistet, so hatten Sie mir Mittheilung davon zu machen. Ich kann mich nicht um Alles bekümmern, die Kasse ist Ihr Departement, und ich verlange von jedem Angestellten meines Hauses, daß er das Vertrauen, welches ich ihm schenken muß, gründlich und nach allen Seiten hin rechtfertigt.“

„Ich habe eine zahlreiche Familie, Herr Commerzienrath —“

„Meine Schuld ist das nicht, es bleibt bei der Kündigung,“ Der Kassirer sagte nichts mehr, schweigend zog er sich zurück.

„Die Summe ist denn doch zu groß, als daß ich aus ihrem Verschwinden ein Geheimniß machen dürfte,“ sagte der Bankier, seine ruhelohe Wanderung durch das Zimmer wieder aufnehmend; „den Kassirer, dem das paßirt, darf ich nicht behalten, denn bei dem Mangel an überzeugenden Beweisen wird auch auf ihn ein leiser Verdacht fallen, und ein solcher Verdacht rüttelt an dem Credit des Hauses.“

Er war vor dem Scene stehen geblieben, der Zorn loderte noch immer aus seinen Augen.

„Willst Du die Kasse übernehmen?“ fragte er scharf.

„Ich kann es nicht, Vater; die Entlassung des Kassirers ist ungerecht —“

„Oh! Das Ei will klüger sein als die Henne. Du hättest den Laubstreicher nicht aufnehmen sollen, dann wäre dieser ärgerliche Vorfall nicht möglich gewesen. Was hast Du über Deine Zukunft beschlossen?“

„Ich will die Heije machen, die Du mir vorgehst, ihm haß.“

„Mir recht. — Wann willst Du abreisen?“

„Wenn es sein kann noch heute.“

„Gut, die Creditbriefe sollen heute Nachmittag ausgefertigt werden. Du kannst mit dem Nachzuge reisen.“

„Und Hugo? Du willst ihn wirklich verhaften lassen?“

„Was er verbrochen hat, muß er sühnen. Ueberdies hab' ich auch keine Lust, auf das verschwundene Geld zu verzichten. Geh und triff Deine Vorkehrungen zur Reise.“

Theo verließ das Cabinet, er wußte, daß es nutzlose Mühe war, den Vater zur Nachsicht zu bewegen.

Als Hugo nach einer Stunde in das Haus trat, ersuchte David ihn, ihm in das Cabinet des Commerzienraths zu folgen.

Vor dem Hause hielt ein geschlossener Wagen, Hugo vermuthete im ersten Augenblick, Vertram Bauerband sei im Cabinet, um über ihn Bescheid zu führen.

Er fand nur den Onkel und den Geschäftsführer, ihre crusten, fast drohenden Miene belustigten ihn.

„Wo bist Du gestern Abend gewesen?“ fragte der Bankier.

„Im Wirthshaus,“ erwiderte Hugo lakonisch.

„Bis drei Uhr Nachts?“

„Sie sind ja noch später nach Hause gekommen!“

„Was geht das Dich an? Ich verbitte mir die frechen Antworten! Du warst auch um elf Uhr hier im Hause, bist aber nach einer halben Stunde wieder fortgegangen.“

„Das stimmt ebenfalls; ich wußte nicht, daß ich so scharf hier beobachtet würde.“

„Was hast Du in jener Zeit hier gethan?“

„Nichts, ich suchte Thee und fand ihn nicht.“

„Wußtest Du, daß meine Kassen Schlüssel im Secretär Theos lagen?“

Das übermüthige Lächeln verschwand von den Lippen Hugos, er errieth die tiefere Bedeutung dieser Frage sofort, das Blut stockte in seinen Adern und eine sahle Blässe überzog sein Antlitz.

„Nein,“ antwortete er.

„Nicht? Herr Wenzlerin hat es Dir ja vorgestern Abend gesagt.“

„Davon weiß ich nichts.“

„Wie können Sie das leugnen?“ sagte der Geschäftsführer unwillig. „Ich habe es Ihnen gesagt, als ich Sie bat, Ihren Herrn Vetter für die Wünsche seines Vaters zu gewinnen. Ich sagte Ihnen, daß der junge Herr schon früher unsere Kasse geführt habe und die Schlüssel noch besitze.“

„Das habe ich nicht gehört,“ unterbrach Hugo ihn.

„Und wenn ich es gewünscht hätte, was wollen Sie daraus folgern?“

„Die Schlussfolgerung liegt sehr nahe, da diese Schlüssel seit gestern verschwunden sind,“ sagte der Commerzienrath. „Du magst wohl gedacht haben, Du seiest in Deinem Rechte, wenn Du von den Schlüsseln Gebrauch machtest, vielleicht auch hat Jemand Dir so gerathen, auf diesem Wege Dich aus Deinen Verlegenheiten zu befreien.“

„Und diese Beschuldigung wagten Sie mir in's Gesicht zu werfen?“ rief Hugo in heller Entrüstung. „Wenn Sie nach einem Grunde suchen, mich aus Ihrem Hause zu entfernen, so schonen Sie wenigstens meine Ehre, die bisher fledenrein war! Ich gehe ohnedies heute noch.“

„Ob und wohin Du gehen wirst, das hängt nur von mir ab,“ fiel der Commerzienrath ihm in die Rede. „Aus meiner Kasse ist in der vergangenen Nacht eine namhafte Geldsumme verschwunden. Dein Leugnen hilft Dir nichts, auf Dir allein ruht der Verdacht, ich verlange von Dir dieses Geld zurück.“

Hugo blickte die beiden Herren starr an, das Blut stieg ihm heiß in Wangen und Stirne.

„Wie ist es nur möglich, daß Sie diesen Verdacht aussprechen können?“ sagte er mit bebender Stimme. „Sie wissen selbst, daß ich zu einer solchen Handlung nicht fähig bin.“

„Glaubst Du damit Dich von dem Verdacht reinigen zu können?“ fragte der Bankier. „Was ich von Dir weiß, das rechtfertigt ihn! Du bist vor Jahren in die Welt hinausgewandert und als Laubstreicher nun zurückgekehrt; was Du draußen getrieben hast, kann ich nicht wissen, und Du wirst triftige Gründe haben, es zu verschweigen. Du bist zurückgekommen, um Ansprüche an mich zu machen, die unberechtigt waren, meine Weigerung, sie zu erfüllen, vernichtete Deine

letzte Hoffnung. Wenn man auf diesem Standpunkte angekommen ist, dann ist man in den Mitteln, sich aus drückender Verlegenheit zu befreien, nicht mehr wählerisch. Du wußtest, wo die Schlüssel für meiner Kasse lagen. Du warst gestern Abend allein im Hause, ein Griff in den unverschlossenen Secretär meines Sohnes gab Dir die Möglichkeit, den Raub zu begehen, vielleicht dachtest Du auch, daß derselbe nicht so bald entdekt würde. Du wußtest heute die Stadt verlassen.“

„Alle diese Voraussetzungen sind falsch, grundfalsch!“ rief Hugo, zitternd vor Zorn. „Wenn Sie bestochen worden sind, so —“

„Du allein bist der Thäter, kein Anderer kann es sein! Die Summe ist zu bedeutend, als daß ich auf ihre Zurückerstattung verzichten könnte. Ich frage Dich nun, willst Du das Geld gutwillig zurückgeben? In diesem Falle will ich auf Deine Bestrafung verzichten, ja, die sogar das Reisegeld geben, damit Du die Stadt verlassen kannst.“

„Wie kann ich zurückgeben, was ich nicht genommen habe?“ erwiderte Hugo. „Ich erathe nun den Zweck dieses Verdachts, Sie wollen mich beschimpfen und einen Schandfleck auf meine Ehre werfen, weil Sie den Proceß fürchten, mit dem ich Ihnen gedroht habe!“

Der Commerzienrath gab keine Antwort, er trat an die Portiere, die sein Cabinet mit dem des Geschäftsführers verband.

„Sie haben keine Auslagen gehört, Herr Commissar,“ sagte er, „ich halte meine Anklage aufrecht, thun Sie nun Ihre Schuldigkeit.“

Der Polizeicommissar war eingetreten, ein verächtliches Lächeln umzuckte jetzt die Lippen Hugos.

„Ja, thun Sie Ihre Schuldigkeit,“ wiederholte er. „Ich verlange strenge Untersuchung, vor allen Dingen soll man nachforschen, ob das Geld wirklich gestohlen ist. Bei mir wird man es nicht finden.“

„Die Untersuchung wird die Wahrheit ergeben,“ unterbrach der Commissar ihn barsch. „Sie sind verhaftet, folgen Sie mir.“

„Und ich gebe Dir den guten Rath, die Schuld offen zu bekennen,“ fügte der Commerzienrath hinzu. „Du erreichst dadurch wenigstens die Milderung Deiner Strafe. Forsthen Sie nach, wo der Mensch gestern Abend nach elf Uhr gewesen ist, in der Zeit zwischen elf und drei Uhr Nachts hat er das Geld fortgebracht und an einem sichern Orte verlegt.“

„Und ich behaupte, daß Sie selbst es aus der Kasse herausgenommen haben, um mich eines Diebstahls beschuldigen zu können!“ erwiderte Hugo, dem Bankier einen zornflammenden Blick zuwerfend.

„Vorwärts!“ befahl der Commissar, und ohne ein Wort weiter zu verlieren, ging Hugo hinaus.

„Ein erbärmlicher Bursche!“ sagte der Geschäftsführer, der den Verhandlungen schweigend beigewohnt hatte. „Geben Sie Acht, wir werden das Geld nicht finden, er hat's versteckt, und an ein offenes Schuldstückmaß ist nicht zu denken.“

„Ich glaub's auch nicht,“ erwiderte der Commerzienrath, der seinen Aerger noch immer nicht überwinden konnte. „Seine Frechheit verdient eine exemplarische Bestrafung, ich werde dem Untersuchungsrichter meine Ansicht über die Sache gründlich auseinandersetzen.“

Walter schüttelte das Haupt mit einer Miene, als ob er sagen wollte, das werde wenig helfen, dann ging er in sein Cabinet zurück, um die unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Dein Auge.

Dein Auge strahlt so mild mich an, —
 O laß mir diesen Blick!
 Warum von mir nicht den selgen Sam, —
 Das kurze, süß'ge Glück.
 Dich lieb' ich, als ich jung noch war,
 Dich lieb' ich auch noch heut; —
 Und blickt allmältig auch mein Haar —
 Was thut's der Liebe Leid? —

Dein Auge strahlt so mild mich an, —
 Ich fühl' mich selber kaum;
 Die schwere Zeit, die mit verream, —
 Sie ist mir wie ein Traum.
 Gehst werd' ich immermehr
 Dich und Dein höchtes Gut,
 Und doch Dein Bild, so hold und hehr,
 In meiner Seele ruht.

Dein Auge strahlt so mild mich an,
 Du freundlich und so lieb,
 Daß ich Dir immer jähren kann;
 Und wenn ich's thut — vergieb!
 Du bist mir wie ein Engel zeln,
 Erhebst meine Sinn;
 Blick ich Dir nur in's Aug' hinein,
 Ich selbst schon besser bin.

Paul Ammer.

Doppelt überlistet.

Ein mexikanisches Abenteuer.

Mitgetheilt von L. Wolf.



zu Perote, wo wir eine Weile anhielten um die Ferkel zu wecheln und einige Ertragslose zu uns zu nehmen, nahmen meine sammellichen Mitpassagiere Abschied von mir, indem sie mir festerlich versicherten, daß, wenn ich durch Straßendräuber angegriffen werden sollte, es das Beste wäre, die Dinge zu nehmen, wie sie kommen sollten, und ruhig zu dulden, daß ich geplündert würde. Auf keinen Fall sollte ich Widerstand leisten, da ich dabei große Gefahr laufen würde, Verhaftung mit den Wäurern der Räuber zu machen, die sich kaum bedenken würden, mit die Kehle zu durchschneiden. Ich dankte den Herren für den freundlichen Rath und sagte, daß, obgleich ich bei einem etwaigen Angriffe große Lust zum Widerstande hätte, ich doch ihren Rath in ernste Erwägung ziehen würde.

Als eben der Wagen wieder in Bewegung gesetzt werden sollte, meldete sich noch eine junge Dame zum Mitfahren. Ich war angenehm überrascht, unterwegs die Gesellschaft eines schönen Fräuleins genießen zu können. Denn schon vor Sennoria Paula — so hieß sie, wie ich später erfuhr. Sie mochte 20 Jahre alt sein. Eine schlank, große Gestalt, ein ebel geformter Kopf, langes schwarzes Haare, sonst bildende Augen. Ihre Züge waren so vollkommen, als hätte sie ein Bildhauer geformt. So sah sie vor mir, und ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, eine Conversation mit ihr zu eröffnen. Sie selbst hat mir erzählt, so sagt ich, daß die Route zwischen Perote und Mexiko sehr gefährlich für Reisende ist.

„Da giebt es wenig zu fürchten,“ antwortete sie lächelnd und mit einer nachlässigen Stimme, „wenigstens nicht von den professionellen Wäurern, diese fügen selten Jemandem ein Leid zu, vorausgesetzt, daß man ihnen keinen Widerstand leistet.“
 „Es ist selbst,“ fuhr ich fort, „daß die Mexikaner solche Dinge als etwas Selbstverständliches hinnehmen und Widerstand gegen diese Begriiter als eine Unhöflichkeit erachten. Sie sollten doch ihre Rechte läun verteidigen und durch einen männlichen Widerstand dieser Wäurerei einen Damm entgegensetzen. Ich für meinen Fall denke dies zu thun und bin durchaus nicht bereit, den Herren Wäurern meine Werthsachen auszuliefern, im Gegentheil, ich denke die ersteren in die andere Welt zu befördern, wenn sie mich angreifen sollten.“

„Jeder Wais,“ antwortete sie hierauf, „sich sein Leben. Es ist also sehr natürlich, daß er lieber ein kleines Verloper bringt, als daß durch einen hartnäckigen Widerstand er sein Leben in Gefahr bringt. Im ersten Falle lassen ihn die Wäurer unversehrt ziehen, im anderen aber könnte er leicht sein kostbares Leben verlieren.“
 „Das,“ fuhr ich an, „mag wahr sein. Aber die Wahsungsweise der Mexikaner ist von derjenigen vortheilhaftester Fremder sehr verschieden.“

„Aber Jeder, der ein fremdes Land besucht, sollte sich auch den Sitten deselben fügen,“ wurs ich kurz hin.

„Und Sie,“ fragte ich, „sind Sie auf die Eventualitäten eines Angriffs vorbereitet? Fürchten Sie sich nicht, wenn Sie so allein reisen?“

„Aun, Sennor, was kann ich thun? Ich bin, wie Sie sehen, eine ungeschickte Dame. Woville Gründe zwingen mich, die Reise zwischen Perote und Mexiko zwei- oder dreimal im Jahre zu machen. Sie können aber doch nicht erwarten, daß ich mich mit Waffen versehen, um einer Wäurerbande allein Widerstand zu leisten. Fürcht hob' ich allerdings, aber bis jetzt bin ich noch niemals roh behandelt worden, und ich hoffe bei aller Heiligen, daß mein Glück bei einem Rencontre mit den Wäurern immer so gut sein wird.“

„Und Sie sind wirklich schon eraubt worden?“ fragte ich erstaunt.

„Aun,“ antwortete sie, „ich habe meine Tribut an die Wäurer für die Reise durch ihr Land pünktlich entrichtet.“

„Und Sie erwarten dies auch ferne thun zu müssen und sind bereit, es zu thun?“

„Aber wozu!“ meinte sie, „auf jeden Fall bin ich vorbereitet.“

„Aber wo denn von Ihren Mitreisenden niemals Jemand entschlossen, Widerstand zu leisten?“ fragte ich.

„Ein einziges Mal. Ein Amerikaner und ein Engländer, die in demselben Wagen mit mir saßen, feuerten auf die Wäurer. Sie tödteten einen und ver wundeten zwei.“

„Und feuerten die Wäurer zurück?“

„Ja, aber dann haben sie. Ihr Feuer verwundete glücklicher Weise Keinen.“

„Aun,“ sagte ich, „Aber die beiden Fremden haben später ihren Widerstand theuer bezahlen müssen. Sie wurden bei ihrer Rückreise beide getödtet. Ehen Sie, Sennor, jene Kreuz?“

„Ich habe sie schon bemerkt, aber sie scheinen mir ziemlich zahlreich,“ sagte ich, indem ich aus dem Fenster des Wagens blickte.

„Jedes Kreuz,“ erwiderte sie, „steht auf der Stelle, wo Der, dessen Grab es bezeichet, getödtet worden ist. Ich will Ihnen die Stelle zeigen, wo der Amerikaner und der Engländer saßen.“

„Aun,“ sagte ich, „wissen Sie denn, daß ich entschlossen bin, ihrem Beispiel zu folgen, mögen die Folgen sein, welche sie wollen.“

„Heilige Mutter Gottes, beschütze uns!“ schrie sie. „Sie reben doch nicht im Ernst, Sennor?“

„Im Ernst, ich versichere Sie.“

„Sie würden dadurch nur um Beide in's Verderben führen.“

„Sagen Sie vielmehr, daß ich und dadurch eine schöne Summe erparan würde. Ihre Begriiter scheinen Vorzehl ebenso gut als Wäurern zu versehen. Sie haben nun aber selbst zugegeben, daß die Wäurer bei einem entschlossenen Widerstand nicht Stand halten, sondern in diesem Falle Gefangne geben.“

„Aber Sennor, Sie sind allein und werden gegen eine ziemliche Anzahl zu kämpfen haben.“

„Widlicher Weise behalte ich ein paar Revolver, mit denen ich 12 Schüsse abgeben kann, und wie meine Freunde sagen, bin ich ein trefflicher Schütze, der nie sein Ziel verfehlt.“

„Santa Maria, möchien Sie doch Ihre Meinung ändern! Der bloße Gedanke an Widerstand erschreckt mich.“

„Über nicht der Absicht an eine Verabnung.“

„Wein, denn man hat mich niemals roh behandelt.“

Wir führen so noch eine Zeit lang fort, bis meine schöne Begleiterin das Thema wechselte und sich für ihre kleine Person zu interessieren schien. Ich erfuhr im Laufe des Bespraches auch, daß ihr Vatername Balceda sei, daß sie unverheiratet sei und daß ihr Vater und Bruder als Offiziere in der Armee dienten. Dagegen theilte ich ihr Manches über mein Leben, meine Verhältnisse, mein Geschäft mit, und zwar mehr, als es einer Fremden gegenüber rathsam sein mochte. — Dann kam Sennoria Paula wieder auf den Ausgangspunkt zurück, sie behandelte wieder das Thema der Wäurer.

„Wir kommen jetzt auf den gefährlichsten Punkt des Berges,“ sagte sie. „Sind Sie entschlossen, Widerstand zu leisten, wenn wir angegriffen werden sollten?“

„Mit Ihrer Erlaubnis, Sennoria.“

„Ich halte es nicht für gut. Aber, da Sie es nun einmal wollen, muß ich mich schon fügen. Uebrigens scheint es mir, da ich dieselbe Gefahr laufe wie Sie, auch begreiflich, daß Sie mir die Mittel dazu geben, mich zu verteidigen.“

„Dahen Sie wirklich den Rath, sich zu verteidigen?“ fragte ich.

„Vorausgesetzt, daß Sie mir die Mittel dazu geben.“

„Ich habe,“ sagte ich, „zwei Revolver. Ich will Ihnen davon einen geben, wenn Sie ihn annehmen wollen.“

„Sie sind sehr freundlich, mein Herr, aber kann ich ihn auch abfeuern?“

„Eten Sie ohne Sorge, Sennoria. Ehen Sie, der Mechanismus ist sehr einfach,“ fuhr ich fort, indem ich meinen kleinen Revolver hervorholte und ihr zeigte, wie sie zu schießen habe.“

„Und diese Waffe wird sechs Mal eine tödliche Kugel entsenden?“
 „Ich glaube Ihnen garantiren zu können, daß fünf Ladungen ihr Ziel treffen, wenn Sie recht zielen.“

„Eine furchtbare Waffe, in der That. Ich glaube, im Besitze zweier solcher können wir uns für sicher halten. Sie haben doch noch eine zweite?“

„Ja, hatte sie aus der Brusttasche.“

„Welch eine herrliche Erfindung,“ fuhr sie fort, indem sie ihre Hand ausstreckte und den zweiten eben von ihr hervorgeholten Revolver an sich nahm. Darauf, in jede Hand einen der beiden Revolver nehmend, that sie als ob sie glücklich wolle.

„Sagen Sie vorzüglich, Sennoria,“ rief ich, „ob der die Waffe wird sich nutzbar.“

„Aber in diesem Augenblicke herrschte ihr Finger den Drücker, ein scharfer Knall erfolgte, und während ich noch erstaunt war, daß sie trotz meiner Warnung ohne jeden Grund feuert hatte, hörte ich plötzlich Pferdegetrappel und verschiedene Laute Hufe.“

„Im nächsten Augenblicke wurde der Wagen angestrichen und wilde Stimmen riefen uns zu: „Ergebt Euch oder herabt!“

„Schnell, Sennoria!“ sagte ich, indem ich meine Hand ausstreckte. „Schnell, um Gotteswillen, geben Sie mir die Waffen, jetzt ist der entscheidende Moment.“

„Nein,“ antwortete sie, die beiden Revolver hinter sich haltend. „Sie überreden sich, Sennor. Lassen Sie die Räuber täuschen, — bis sie die Thür öffnen. Dann erst schließen Sie.“

„Nimm,“ schrie ich, „es wird dann zu spät sein.“

„In diesem Augenblicke öffnete ein schwarzer, wild aussehender Mann die Thür. Hinter ihm standen noch drei andere Krimpane.“

„Geben Sie mir jetzt die Waffen, Sennoria,“ schrie ich in höchster Angst.

„Nein,“ sagte sie fest, indem sie mit einem meiner eigenen Revolver auf mich zielte. „Ergeben Sie sich. Sie sind unserer Gefangener.“

„Unabhängig Worts,“ entrang es sich meiner Brust. „Sagen Sie nicht: unserer Gefangener? Es ist nicht möglich, daß ein so schönes und liebes Geschöpf die Complice dieser Banditen ist.“

„Es ist leider so, Sennor,“ sagte sie mit einem bezaubernden Lächeln, noch immer mit meiner eigenen Waffe nach mir zielend und dann und wann auf die an der Thür sitzenden Banditen zeigend.

„Sie würden uns sehr verpöhlen, wenn sie aus dem Wagen steigen und sich der Gültigkeit dieser Herren überlegen würden. Dieses willensicht nur von Ihnen einige werthvolle Sachen, die Sie besitzen.“

„Am liebsten werden Sie wie ein Gentilman behandelt werden.“

„Rechtung schien unmöglich. Die schöne Paula Valera war eine Gefährtin der Räuber. Sie hatte in Perete nur deshalb den Wagen, in welchem ich mich befand, befliegen, um den Räubern durch irgend ein verabredetes Signal zu erkennen zu geben, ob es räthlich sei oder nicht, den Wagen anzuhalten und dessen Anführer angzugreifen. Sie hatte sich durch eine einfache List meiner beiden Waffen bemächtigt, und als ich dann wehrlos war, gab sie durch den abgefeuerten Schuß den Räubern das Signal zum Angriff.“

„Ich erkenne, daß ich besiegt bin,“ sagte ich, indem ich mich an Sennoria Paula wendete. Darauf fuhr ich, zu den Räubern gewandt, die ich jetzt sämmtlich vor die Thür polirt hatten, fort: „Meine Herren, wollen Sie mir erlauben, mich um einige Sachen zu reichern und Ihnen damit ein werthvolles Geschenk zu machen?“

„Ja, Sennor, wir sind glücklich, von einem so vornehmen Herrn, wie Sie es sind, etwas annehmen zu können.“ Der Hauptmann der Bande verbeugte sich, indem er dieses sagte.

„Darauf stieg ich ruhig aus dem Wagen, mit der Absicht, mit einem meiner Liebesbriefe über meine Lage zu verschaffen.“ Der Wagen war in einer wilden, verlassenem Gegend aufgehalten worden. Der Kutscher sah ruhig auf dem Boden und rauchte seine Pfeife, ohne sich im Geringsten um Das, was um ihn herum vorging, zu kümmern. Von ihm war keine Hilfe zu erhoffen. Denn selbst, wenn er es gewollt hätte, hätte er es doch nicht gekonnt, da er fürchten mußte, bei der ersten befehligen Gelegenheit von den Räubern für seine mir geleistete Hilfe bestraft zu werden. Ich blinde den Weg hinaus und hinunter, aber es zeigte sich nirgends etwas, das mir zu einer Hoffnung auf Beistand Grund geben konnte. Die Räuber hatten in einer Umgegend von etwa 10 um mich herum, indem sie ihre Pferde an dem Zügel hielten. Meine Lage war verwerflich. Aber ich erhielt doch meine Gefangenschaft zurück, mochte ich mich entwohnen sein und schieden die Banditen sich auch recht an, mich zu plündern. Ich war fest entschlossen, die erste Gelegenheit, Abbruch zu leisten, zu ergreifen. Schon der bloße Gedanke an diesen Schimpf machte mich rasend. Aber ich mußte die Räuber zu täuschen suchen und sie glauben machen, ich wolle mich in Alles fügen.

„Wollen Sie diese Wörfe annehmen?“ sagte ich zum Hauptmann gewandt.

„Ich danke Ihnen, Sennor. Sie sind sehr freundlich,“ antwortete er, und die Wörfe mit einer höflichen Verbeugung hinnehmend, steckte er sie in seine Brusttasche.

„Diese diamantene Busenadel wird Ihnen vielleicht gefallen,“ fuhr ich zum Nebenmann des Hauptmanns fort, indem ich dabei die

Hand von meinem Bombenballe empfing. Der Herr nahm sie ebenfalls in einer sehr höflichen Weise in Empfang.

„Diesen Ring,“ sagte ich zu einem Dritten, „werden Sie wohl nicht verachten.“

„Dankbar nicht, Sennor. Ich schätze mich glücklich, ein Andenken von Ihnen zu erhalten.“

Ich reichte ihm den von meinem Finger gezogenen Ring, der in der Mitte einen schönen Diamanten trug.

„Meine Herren,“ fuhr ich dann fort, „ich darf auf einen Fall die schöne Sennoria Paula vergessen.“ Hierbei warf ich ihren verflochtenen Blick auf die Sennoria. Sie stand noch im Wagen und lächelte auf das um sie Vorgehende mit einem süßen Lächeln. — Ich habe hier eine schöne Schmuckausbeute. Wie Sie sehen, ist dieselbe aus Gold und mit Diamanten belegt. Wollen Sie, verehrte Sennoria, mir die Ehre erweisen, diese als einen kleinen Beweis der Erkenntlichkeit, die ich Ihnen wegen Ihrer angenehmen Gesellschaft und Conversation schulde, anzunehmen?“

„Sie sind höchst galant, mein Herr,“ sagte sie lächelnd; dabei legte sie beide Hände in die linke Hand und streckte die rechte aus.

„Ich stieg jetzt in den Wagen und reichte ihr die Dose, aber meine Hand zitterte ein wenig und gerade, als ihre Finger die Dose bestrichen, fiel sie mir aus der Hand.“

„Ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung wegen meiner Unachtsamkeit,“ sagte ich und bückte mich, um die gefallene Dose aufzuheben.

„Dies war der wichtigste Moment. Es handelte sich um Leben und Tod, und Alles hing von der Wachsamkeit der Sennoria ab. Ein rascher Blick zeigte mir, daß sie noch sorglos die beiden Waffen in der linken Hand hielt, während die rechte ausgehert war, um das Geschenk zu nehmen. Ich hob, sobald ich mich von ihrer Sorglosigkeit überzeugt hatte, die Dose langsam auf, aber als ich mich aufrichtete, gab ich der Sennoria mit der Schulter einen derartigen Stoß, daß sie zurücktaumelte. Mit Ungeschicklichkeit griff ich nach den Waffen und entrang ihr dieselben mit leichter Mühe.“

„In demselben Augenblicke eröffnete ich auf die wegen der unerwarteten Veränderung der Situation verdrüßten Räuber ein heftiges Feuer. Der erste Schuß streckte den Hauptmann nieder, ein zweiter seinen Nebenmann, ein dritter hatte denselben Erfolg. Die Räuber hatten bis jetzt kaum Zeit gehabt, auf mich zu schießen. Es war Alles in Blitzschnelle geschehen. Als sie nun drei von den Jägern am Boden sahen und die furchtbare Wirkung meiner Waffen erkannt hatten, hielten sie es für das Beste, fernengelod zu geben. Sobald ich die Absicht zu nehmen, sprang ich aus dem Wagen, nachdem ich die Dose zu mir geholt hatte. Ein Griff in die Brusttasche des Hauptmanns lehnte mich wieder in Besitz meiner Wörfe. Wägen zu vermaßen und mich mit dem Sattel nach dem hebrat anderen vor mir verschickten Objecten aufzuhalten, schien mir aber nicht gerathen. Die Räuber, die sich gerührt hatten, konnten sich wieder sammeln und ihren Angriff erneuern. Bitterlich sch ich aus, daß sie auf ihrer Flucht plötzlich Halt machten und wieder umkehrten. Dies brachte mich auf den Gedanken, daß sie nur deshalb gestohlen waren, um mich zur Verfolgung zu verleiten. Sie hätten mich in diesem Falle leicht umzingeln können, und daß sie fürchterliche Rache für den Tod ihres Hauptlings genommen hätten, war sehr wahrscheinlich. — Ich besetzte mich nun, diesen Ort zu verlassen. Zu meinem größten Glücke war das Pferd des getödteten Hauptmanns bei seinem Herrn stehen geblieben. Es war ein herrliches Thier. Ich sprang schnell in den Sattel und trieb das Pferd zu raschem Laufe an, denn ein Blick hinter mich hatte mich gezeigt, daß die Räuber im Galopp auf mich kamen. Als sie in Schanzweite sein mochten, hielten sie an und schloßen auf mich. Aber ihre Kugeln schlugen an mir vorüber, ohne mir zu schaden. Wägen zu kommen wagten sie nicht, sie fürchteten die furchtbare Wirkung meiner beiden Waffen, mit denen ich noch acht Kerle in die andere Welt befördern konnte.“

„Nun, Sennoria und Sennors!“ rief ich bitter. „Wer zuerst lacht, lacht am besten.“

Die Sennoria kniete auf dem Leimnase des Hauptmanns und gab sich einem verzweiflungsvollen Schmerz hin. Die Vorne! Ich bedauerte sie, trotzdem ich durch ihre Mäule in hohe Lebensgefahr gekommen war. Ich hatte ihren Warten getödtet. Verzweiflungslang mir ihr „Wehe“ an.

„Aber bald war diese Scene meinen Augen entwichen.“

„Mein Kopf rang mich schnell weiter, und ich kam wohlthätigen in Puchlo an. Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß ich durch die Erzählung meines Abenteuers zu einem Pferd und dem Kneben der Saison wurde. Ich verkaufte das erkrankte Pferd und das Sattelzeug desselben und erhielt dafür eine Summe, die mich für den Verlust meiner Busenadel und des Ringes schadlos hielt, ja die noch den Werth der von mir verschickten Objecte übertraf. Nurzel Zeit darauf reiste ich nach Mexiko weiter, wo ich anlang, ohne ein zweites Rencontre mit Räubern zu haben.“

Was aus meinen Bekannten und ihrer schönen Gefährtin geworden ist, habe ich nie erfahren. Die Dection aber, die mir durch jenes Abenteuer geschieht wurde, habe ich nie vergessen. Ich lasse nie wieder meine treuherzigen Revolver aus den Händen, und schönen Frauen gegenüber bin ich jetzt viel zurückhaltender.

Seltene Steine in Schlesien.

(Mit Illustrationen.)



Die Provinz Schlesien, namentlich in ihren gebirgigen Gegenden, ist reich an allerlei sonderbaren, durch ihre Form, Größe, Lage auffallenden Steinen und Steinbildern. Zum Theil rühren diese Stücke und Gebilde von einer Naturgewalt her, zum Theil wurden sie von den alten slawischen und germanischen Urvölkern in Schlesien zu irgend einem Zweck zurecht gemacht. Verschiedene riesige Gesteine, z. B. den Todstein bei Friedberg, den Beibitz- oder Haffstein und andere, haben wir schon in früheren Jahrgängen in Abbildungen gebracht. Ohne Zweifel sind auch in anderen Länden dergleichen Steingebilde zu finden. Ehemalige heidnische Opfer- und Begräbnisstätten, Nähe ausgebrannter Vulkane, Wasserfälle, Wasserläufe u. dergleichen weisen solche auf und deuten zugleich auf Zweck und Entstehung derselben hin. Spuren menschlicher Verarbeitung zeigen sich entweder als

Verschiedene Felsblöcke mit prachtvollen Kesseln am Wege von Scholzenberge nach Staudorf wurden sämtlich gerührt. Ebenso erlangte es eine Anzahl Steine mit eingearbeiteten Löchern am alten Wege von Peterdorf nach Schreiberhau: sie wurden zum Bau der neuen Straße verwendet. Aus einem Bienensteine bei Cunerdorf, den ein Orkan herabgeworfen, hat man ein Haus gebaut, und aus einer Gruppe von 3 isolierten Steinen, deren mittlerer eine Steinplatte trug, mit Aufgang zu derselben 36 Fuß im Umfang und 500 Fuder Steine gehend, ward das Cunerdorfer Schulhaus errichtet. Unweit derselben fand man Urnen, die man gerührt, in der ältern Meinung, als mütterlichen Kränheiten darin verpundet sein.

Sehr interessant sind ein (in der Illustration hier beigegebener) Steinkegel im Aberschieß am „Mehlende“, ein dergleichen (siehe Illustration) im Park zu Budzwal, eine sogenannte Steinbank bei Hartau (siehe Illustration)



Steinkegel im Park zu Budzwal.



Steinkegel im Aberschieß.



Able- und Brod-Stein.

in den Stein gearbeitete Becken, Kessel, Schalen, Napfchen, Rinnen, Siser, Nüchlehen, Blenden, Treppen und Stufen, oder als aus dem Steine gehauene, wenigstens nachherlich zurechtgearbeitete Biege- oder Wackelsteine, Decksteine, Bänke, Säulen, Durchgänge, oder als von Steinen aufgerichtete Mauern, Grabkammern, Einsteine (seltlich „Menhir“) und Steinische (selt. „Dolmen“, mehr emporstehende Steine eine Deckplatte tragend, wobei öftentlich früher mit Erde besüllte Grabkammern, Hünengräber — z. B. das „Popeloch“ bei Gossdorf umweit der Straße von Girschberg nach Melbisch). Das Werk menschlicher Steinbearbeitung zu weisen die Felsen auf dem Vorplatze des Kynost mehrfach auf.

Seltfam sind die zum Theil isolirten Gestaltungen und Zusammenfügungen aus natürlichen Blöden: große tafelförmige, rothe Felsstücke liegen auf schmalen, felsenartigen Unterlagern; unebene Platten rüben als Dach auf massigem Trägern, die sogenannten Biege- oder Wackelsteine, welche felsigen Ursprungs sein sollen. Eine sehr imposante Masse dieser Art lag sonst jenseits des Badenslusses auf dem „Hohlenstein“ bei der Josephinenhütte — sie war nach 2 Seiten hin beweglich, erst in neuerer Zeit ist sie durch den unverständigen Liebermann von Büttentleuten mit ungewisser Anstrengung aus dem Gleichgewicht gebracht und heruntergestürzt worden. Ein ähnlicher, sehr schöner Biegestein, seiner Form nach die „Zudersöhle“ (siehe Illustration) genannt, steht auf einer der Berglehnen dieses Thales. Eine andere „Zudersöhle“ befindet sich oberhalb Schreiberhau hinter der katholischen Kirche.



Steinbank bei Hartau.



Die Zudersöhle.

oder, wie Andere erzählen, in Stein verwandelt worden sei. „Nach heut schaut sein in Stein verwandeltes scheußliches Anklug von der felsigen Höhe ins Thal hernieder.“ Gerade unter demselben zeigt man am Bergesfuße eine thürartige Blende in dem Fels. Hier soll sich in den heiligen Nächten des Jahres die Hölle zum Amern des Berges aufthun. Anwendig im Berge oder — da sitzt der Verwünschte noch jetzt, ein steinalter Mann, hinter einem steinernen Tische und bewacht die von ihm vor Zeiten durch Haub und Word erworbenen Reichthümer.

In schlesischen Volkstheorien werden riesige Steine mit räthselhaften Einbrüden „Polzweibesteine“ genannt, weil nach der Sage die „Polzweibesteine“ darauf gesessen, als der Stein noch weich war, und den Einbrud hinterlassen haben. Ein solcher Stein ist der mit dem Namen „Ras und Brod“ bezeichnet bei Hain, und ein ebenso benannter befindet sich in der Nähe von Girschberg. — Unfern von ihm zeigt der „Mannstern“ eine Vertiefung, welche verschiedentlich für eine künstlich eingehauene Blende erklärt wurde. Auch auf dem Kynost befindet sich ein ähnlicher Mannstein.

In der Gegend Goldberg befindet sich eine aus Felsblöcken gebildete colossale menschliche Gestalt in sitzender Stellung, „Nabentoden“ oder „Nabentoden“ genannt. Man erzählt, einer alten Sage nach, einst habe auf dem Berge eine Burg gestanden, deren ruderlöcher Wessler, nachdem endlich das Maß seiner Verbrechen voll war, plötzlich mit sammt der Burg von der Erde verschlungen.

Krabbenfängerinnen am Meeresufer.

An allen Küsten der europäischen Meere leben viele tausend von armen Strandbewohnern davon, die lebendige Beute aufzulesen, welche bei Eintritt der Ebbe das wehende Meer gütlichflut. Namentlich sind

Lebens der Strandbewohner entworfen. Die meisten, welche sich zu den Ebbezeiten mit dem Auflesen von Seeblutern beschäftigen, sind Lieferanten der Händler, welche die Krabben zu den niedrigen Preisen auf-



es die Frauen und Kinder der Fischer, die sich mit diesem Erwerbszweig befassen und fort und fort viele Millionen von Krabben, Hummern, Muscheln, Austern, ehbaren Miesmuscheln, ehbaren Bergmuscheln, Bohrmuscheln (deren Fleisch dem von Austern vorgezogen wird), auch Biermuscheln (wie Tritonshörner) ernten, um aus dem Erlöse die Betriebsmittel zu verbessern. Dieser Erlös ist stets nur dürftig und ist der Mühe und Arbeit nicht entsprechend, die diese Leute aufwenden müssen. Victor Hugo hat in seinem großen Roman „Les travailleurs de la mer“ viele wahrheitsgetreue Bilder des arbeitvollen und wenig einträglich-

kaufen und dann zu guten Preisen in's Binnenland verschicken. Sie angekommen, erhält dann die Baare bei den Wiederverkäufern (Detailhändlern) noch einen weit höheren Preis. Wie groß das Preisverhältnis factisch ist, möge aus dem einzigen Beispiele hervorgehen, daß in diesem Jahr in Folge der Reichthümer des Verringsfanges die Fischer zeitweise nur 80 Stück nur 10 Pfennige erhalten, während im Binnenhandel das Stück schlanweg mit 10–20 Pfennige verkauft ward, und selbst partienweis vom Fischhändler in der Seestadt durch Privatconsumenten bezogen, das Stück noch 7–9 Pfennige kostete.

Aus dem Lande der Magyaren.

(Mit Illustration.)



ir geben ein kleines, aber sehr überlickliches Bild von Pest-Ofen, auch Buda-Pest genannt. Pest ist zugleich die Hauptstadt und die schönste, größte und volkreichste Stadt Ungarns. Sie liegt auf dem linken Ufer der 1800 Fuß breiten Donau, hat einen Umfang von drei Stunden und zählt mit Ofen 360,000 Einwohner, darunter mehr als die Hälfte Deutsche. Die Lage am Donauflusse ist sehr schön und für den Handel auch sehr vortheilhaft, hat dagegen der Stadt schon großen Schaden durch Ueberschwemmungen gebracht, von denen eine der furchtbarsten im Jahre 1838 stattfand, wobei 2280 Häuser einstürzten. Die Stadt zerfällt in fünf Haupttheile: 1. die innere Stadt, 2. die Leopoldstadt, 3. die Zierkerstadt, 4. die Josephstadt, 5. die Franzstadt. Die Leopoldstadt zeichnet sich durch besonders schöne und große Gebäude aus, während die anderen Stadttheile mehr kleinere Häuser mit großen Vorhöfen und Gärten haben. Für die verschiedenen christlichen Confessionen bestehen über 20 Kirchen, meist katholische, 2 griechische, 1 evangelische, 1 reformirte und 5 Moslems. Die zahlreichen und wohlhabenden Israeliten besitzen eine ältere Synagoge und einen im Jahre 1857 erbauten prächtigen Tempel, der zu den Zierden der Stadt gehört.

Pest ist der Sitz der obersten Landesbehörden, sowie des ungarischen Reichstags. Die Universitäts (Hochschule) ist sehr bedeutend, hat 50 Professoren, gegen 1600 Studenten und großartige wissenschaftliche Anstalten, und denen eine Bibliothek von mehr als 100,000 Bänden besonders zu erwähnen ist. Sehr bedeutend ist das vom Grafen Franz Eszchonyi, einem Vorfahr des jetzigen Ministers, gestiftete „Nationalmuseum“ mit zahlreichen wichtigen und interessanten Alterthümern und Seltenheiten, sowie einer Bibliothek von 180,000 Bänden.

An gewerblicher Beziehung stehen 5 große Dampfmaschinen und viele Schiffmühlen (auf der Donau) obenan. Maschinen-Fabriken, namentlich solche für landwirthschaftliche Maschinen, sind in großer Anzahl vorhanden. Dem Handel hat Pest namentlich seinen Aufschwung zu verdanken und besonders ist es der Getreidehandl, welcher eine bedeutende Ausdehnung erlangt hat, denn meist von Pest aus wird das ungarische Weizen weithin nach fernem Ländern verschickt.

Am anderen, rechten Donauufer und mit Pest durch eine prächtige 1250 Fuß lange, 40 Fuß breite Kettenbrücke verbunden liegt Ofen, welches aus der inneren Stadt und Fehring und 6 Bezirken besteht. Der Haupttheil ist die Festung, auf einem schrägen Berg 192 Fuß über der Donau gelegen, regelmäßig gebaut mit reichlichen Straßen, ausgezeichneten Palästen und vielen großen Erkerhäusern für das Militär, wie Kasernen u. In einer der Vorstädte befindet sich das Schiffswerke, auf welcher die Schiffe der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft gebaut und stets 500 bis 600 Arbeiter beschäftigt werden.

Die Einwohnerschaft der Festung besteht größtentheils aus Beamten; die Bevölkerung der Vorstädte betreibt Handwerke, Handel, Feld- und besonders Weinbau (Ofener ist ein bekannter, vortheilhafter Rothwein).

In der Gegend, wo jetzt Pest liegt, hatten die alten Römer eine Colonie Bestium. Im elften Jahrhundert stank schon die Stadt, im dreizehnten Jahrhundert wurde sie, fast nur von Deutschen bewohnt, schon sehr bedeutend, aber die Hunnen zerstörten dieselbe und mühten nach ihrer Wiederaufbau. Später, von 1541 bis 1686, war Pest-Ofen in den Händen der Türken, denen es erst 1686 durch Karl vom Lothringen entrissen wurde. Seitdem war die Stadt und Festung vom Kriegsschauplatz verlohren geblieben, bis im Jahre 1848 die Revolution ausbrach und die ungarischen Aufständischen die Stadt in Besitz nahmen, während Ofen von 5000 Oesterreichern unter General Penki besetzt blieb. Die Oesterreicher wehrten sich tapfer und erst nach einer Belagerung und nach dreiwöchiger Belagerung konnten in der Nacht vom 20. auf 21. Mai die Ungarn die Festung erlösen. Bekanntlich rüdten dann zwei Monate später die Russen in Ungarn ein, von denen am 11. Juli auch die Festung Ofen besetzt und dann den Oesterreichern wieder übergeben wurde.

Genauigk haben sich die Verhältnisse geändert, seitdem es, unter Graf Beusts Reichskanzlerschaft, zu dem sogenannten Ausgleiche zwischen der österreichischen Staatsgewalt und der ungarischen Nationalpartei kam, welcher den ungarischen Besitz des österreichischen Kaiserthums zur Stufe eines fast selbständigen Königreichs erhob. Seitdem ist den Magyaren der Raum geschnitten und unter ihrer Selbstregierung haben namentlich die Deutschen, welche doch das betriebamte und intelligenteste Element bilden und der ungarischen Nation eigentlich erst zum Wohlstande verholfen haben, viel zu leiden gehabt und noch zu leiden; sie werden mehr und mehr von allen einflussreichen Positionen verdrängt, in Schule, Theater und Verwaltung sind sie wesentlich beeinträchtigt und es ist gar nicht abzusehen, wozu das jetzige rigore und ohne Zweifel etwas müde Treiben der ausschließenden, oft tumultuarisch herrschsüchtigen Magyaren noch führen wird. Da wir Politik aus dem Rahmen unserer Blätter ausschließen, vergichten wir auf politische Erörterungen des gegenwärtigen Zustandes, doch stehen wir zu den Millionen von Deutschen in Ungarn sympathisch und werden nicht aufhören, ihre Bestrebungen, soweit sie auf Erhaltung ihrer nationalen Eigentümlichkeiten auf allen socialen Gebieten, namentlich in Kirche, Schule und Gemeinleben, nach Kräften zu unterstützen.

Daher gehört auch die Erhaltung des urthätigen Schachtmanns in Eisenbürgen, welches die slavische Nation nicht ohne Erfolg fort und fort zu unterwürfen, zu schwächen und zu verwischen bemüht ist. Weiteres hierüber stellen wir unseren Lesern in Aussicht.

Ein deutsches Bürgerkind.

Novelle von Johanna Colma.

(Schluß.)



er Tanz war zu Ende und Hohenhof, Maria zu einem Sessel geleitend, machte ihr eine wortlose Verbeugung. Die Hand auf's Herz gepreßt, war Maria einen Moment in den Sessel zurückgesunken. Wie ganz anders hatte sie sich das Ende des Balles geträumt und ersehnt!

Während des Cotillons wollte es der Zufall, daß Maria bei einigen Touren Hohenhof als Tänzerin zugezogen wurde und es kostete sie die größte Mühe, gleich ihm ihre äußere Gleichgiltigkeit zu bewahren.

Graf Feodor tanzte letzteren Tanz, wie es wohl nicht anders zu erwarten, mit Nofa Friedländer, seine Huldigungen gegen die junge Dame begannen die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen, man flüsterte bald im ganzen Saale von einer bevorstehenden Verlobung zwischen ihnen.

Der Amtsrat hatte Zeit gefunden, seine Gattin von dem Stande der Dinge zu unterrichten und ihr das zweifelhafte Glück, welches Maria an der Seite Feodors zutheil ge worden wäre, vor die Augen zu führen; mit mehr Mißbilligung als Erfreuen begann sie deshalb dessen fortgelehtes Benehmen zu beobachten.

Hochdruck vertrieben. Uebersetzungsbücherei vorbehalten.

Die graue Morgenämmerung stieg bereits herauf, als die letzten Gäste abzuhien. Hohenhof hatte sich nur umgelleidet und war, trotzdem er das Bedürfnis nach Ruhe fühlte, doch sofort seiner täglichen Beschäftigung nachgegangen. Die Arbeit allein war es, welche ihm seine lästigen Gedanken vercheuchen konnte.

Die Damen des Hauses waren bei Tische nicht sichtbar. Auch die Gräfin und Feodor zogen es vor, auf ihrem Zimmer zu weilen, da sie sich zur Abreise zu rüsten hätten. Bald nachher wurden auch alle Koffer und Kisten unter der Aufsicht der hohen auf den vorgesehnen Wagen aufgepackt und wieder eine halbe Stunde später rollte die Staatssequipe heron, um die Abreisenden anzunehmen. Der Amtsrat gab ihnen als artiger Wirth bis an den Wagenschlag das Geleit. Der Abschied war, wie es nicht anders sein konnte, kalt und förmlich, von Seiten Feodors machte sich auch noch eine gewisse Verlegenheit dabei geltend.

Der Amtsrat war unten an der Treitreppe stehen geblieben; so lange er noch etwas sehen konnte, sah er den Abreisenden nach. Es lag eine Art von Wohlwollen in der Art und Weise, mit der er sich dann durch seinen weißen Bart strich.

XIII.

Es war Herbst geworden, das Laub des wilden Weines hatte schon seine röhrlche Färbung angenommen und der Wind spielte mit den herabgefallenen Blättern in den sonst sauberen Gängen. Noch blühten Georginen und Astern, und auf den Beeten dufteten Nelken und Veilchen, aber eine einzige kalte Nacht, und die Kinder Floras hängten ohne langes Siechthum sterbend ihre Kreuze.

Drinnen im Gärtnerhause waren schlimme Tage heraufgezogen, Toni war einem heftigen Fieber verfallen, sie hatte wochenlang beunruhigend dagelegen. Der Vater war nicht von dem Lager seines Lieblings gewichen; es lag nicht in dem Willen Babettens, wenn sie ihn wenig in der Pflege unterstützte, denn sie machte in ihrer Herzensangst Alles verkehrt und rang sich in Selbstanklage fast die Hände wund.

Jetzt war Toni wieder auf dem Wege der Genesung, zwar immer noch einer bleichen Alie gleich, daß sie öfter auf dem Hofsteiel der Mutter am Fenster und sah dem herblichstn Spiel der Blätter draußen zu. Auch in ihrem Innern war es Herbst und wie gern, ach wie gern wäre sie gestorben! Wenn sie aber sah, mit welcher vorzüglicher Liebe sie Eltern und Geschwister umgaben, wie Alles bemüht war, jedem ihrer Wünsche nachzukommen, da kam ihr doch wohl der Gedanke, daß sie unrecht thue, zu verzagen, und daß die Freuden der Welt auch für sie noch nicht ganz verloren.

Auch mit Babette war seit der Besserung in dem Befinden ihrer Tochter eine Veränderung vorgegangen; was dem jahrelangen Streben des Vaters nicht gelungen, das that sie jetzt von selbst, sie verwendete mehr Accuratessie auf ihren Anzug, und da sie sich überhaupt auch sonst noch Mühe gab, seinem Willen nachzuleben, war dies das beste Mittel, ihren Leichtsin zu vergeffen zu machen.

Maria lehrte von einem Spaziergange heim und wollte eben am Gärtnerhause vorbeigehen, als ihr einfiel, daß sie Toni schon länger als gewöhnlich nicht gesehen habe; sie hatte die Leidende die ganze Zeit über nicht vergeffen, und fröhlich sprang ihre die Kinder entgegen, wenn sie die fränke Schwester besuchn kam. Unter der Hausthür begegnete sie dem Gärtner, welcher sich dafelbst von dem jungen Lehrer verabschiedete. Drinnen aber im Zimmer war die Kranke mit einer Handarbeit beschäftigt, neben ihr stand in einer Vase ein schönes Blumenbouquet, sie erhob sich und kam Maria mit fast heiterem Lächeln entgegen, zum ersten Mal sah diese, daß wieder die Rosen auf ihre Wangen zurückgelehrt waren.

„Ich wünsche Dir von ganzem Herzen Glück, liebe Toni,“ sprach sie innig.

„Noch kann ich Ihren Glückwunsch nicht annehmen, Fräulein Maria,“ wehrte diese, „ich muß erst selbst zu vergeffen suchen, und dann — er weiß noch nicht Alles!“ —

„Arme Toni!“ Dieser zwar nicht laut ausgesprochene Ausruf kam Maria aus dem tiefsten Herzen, sie mußte an ihr eigenes entschwendenes Glück dabei denken.

Im Schlosse wurden wieder die Fremdenzimmer für zu erwartenden Besuch eingerichtet, aber diesmal waren es auch von dem Amtrath gern gesehene Gäste. Kurt hatte eine Anstellung an der Universität erhalten, an welcher er bisher als Dozent fungirt hatte, ein Professor-Tochterlein war seine Braut geworden und er wollte in nächster Zeit sie und den Schwiegerwater den Seinen zuführen. Selbst die Amtrathin, welche nach dem Wall ernstlich getränkt hatte, konnte ihre Theilnäh, von Schwester und Nefen hintergegangen worden zu sein und ihnen nur als Mittel zum Zweck gebient zu haben, schwer überwinden; aber sie nahm sich jetzt nicht Zeit, an die ihr widerfahrne Unbill zu denken, und konnte in der Freude ihres Herzens den Tag der Antunft kaum erwarten.

Hohenhof hatte dem Amtrath nochmals den Wunsch zu erkennen gegeben, von seiner Stellung zurückzutreten, als jedoch die Nachricht von dem Besuch Kurts eintraf, ließ er sich bewegen, die projectirte Reise bis nach der Beendigung desselben

hinaus zu schieben; zudem konnte der für ihn erwählte Nachfolger seine anderweitigen Verbindlichkeiten auch nicht sofort lösen. Der Familie war er aber doch fremder geworden, der Amtrath verkehrte wohl noch wie vor auf das Freundschaftslichte mit ihm, und auch die Amtrathin suchte ihn durch ganz besonderes Entgegenkommen ihre mitunter ungerschmerzte Parteinahme gegen ihn vergeffen zu machen. Dem bisherigen Hauptmagneten, Maria, suchte er jedoch auszuweichen. Es war ihm dies nur möglich, wenn er sich in jeder Beziehung mehr isolirte; so waren weder ihr gemeinsames Clavierpiel, noch ihre Spazierritte wieder aufgenommen worden, und des Abends schloßte er in der Regel dringende Beschäftigung vor, um sich bald verabschieden zu können. Der Amtrath vernichtete seine Gesellschaft und sprach sich öfter über das veränderte Benehmen Hohenhofs aus, vor ihm aber hätte Aufschluß darüber geben können, sein Tochterlein Maria, sentte dann jedesmal etwas tiefer das Köpchen über ihre Arbeit, um die verstoßen herabfallenden Thränen unesehen trocken zu können. Fast wünschte sie den Augenblick herbei, wo Hohenhof Reuigf verlassen würde, auf der anderen Seite ätterte sie bei dem Gedanken, ihn nicht mehr täglich sehen zu können. Nur selten kam es vor, daß sie einige gleichgiltige Worte mit einander wechselten, unbemerkt war es ihr jedoch nicht geblieben, wenn sein vorurtbeilvoller Blick auf ihrer Gestalt haftere. Dann hätte sie ihn sagen mögen, daß sie immer nur ihn allein geliebt und er nie Grund gehabt habe, trotz ihrer vierundzwanzigjährigen Verlobung auf Teodor eiferlähig zu sein. —

Wieder stand der Amtrath zum Empfang der ankommenden Gäste an der Freitreppe bereit, aber diesmal war der Empfang ungleich herlicher, die Amtrathin und Maria drängten sich ebenfalls hinzu, und auch Hohenhof nahm als ältester Freund Kurts sein Recht in Anspruch und war gegenwärtig.

Das neue Schwiegertochterlein Helene, eine schlanke, nicht zu große Brinette, dabei an Lustigkeit ein wahrer Kobold, hatte sich bald in die Herzen des Amtraths und seiner Gattin eingeschmuggelt; sie war Maria eine liebe Freundin geworden. Auch der jwobale alte Herr, ihr Vater, war weit entfernt, ein trockener Begleiter zu sein, er stimmte so ganz und gar mit den Ansichten des Amtraths überein, daß es Weiden bald vorkam, als ob sie schon längst alle Bekannte gewesen wären.

Es wurde ein reger Verkehr mit der Nachbarschaft entwickelt, Kurt hatte verschiedene liebe Freunde aufzusuchen und da die schönen Herbsttage auch sonst zu Ausflügen wohl geeignet, ließ man sie nicht unbenutzt vorübergehen. Hohenhof und Kurt waren unjertrennlich, und wenn die Saatzeit des Erntens Anwesenheit auf dem Felde erforderte, war Kurt sein gewöhnlicher Begleiter. Selbstverständlich wurde dadurch Hohenhof gezwungen, sich ebenfalls mehr im Schlosse wieder aufzubalten. Die muntere Helene ließ ihn nicht lodet und nicht selten kam es vor, daß sie, wenn sich die Herren auf ihren Gängen etwas verspäteten, ihnen halbe Meilen weit entgegen kam. Nachdem sie sich jedoch einmal dabei verirrt, mußte sie die Begleitung der sich anfänglich dagegen kräubennden, weglundigen Schwägerin durchzusehen. Der Verkehr zwischen Maria und Hohenhof kam dadurch von selbst wieder in andere Bahnen, ja eines Tages fanden sich sogar wieder Beide am Clavier zusammen.

Helene hatte durch Zufall erfahren, daß sie früher mit einander vierhändig gespielt, sie stand hinter ihnen und wendete das Notenheft um.

Maria aber war es zu Muth, als ob die alte gute Zeit wiederzulehnen begünne, ihre Hände glitten wie von selbst über die Tasten, sie hätte so fort und fort ohne aufzuhören spielen mögen. Und als sich Helene mit einem Händedruck bei Hohenhof, bei ihr mit einem Kuß für den gehaltenen Genuß bedanken wollte, da schlang sie ihren Arm um dieselbe und zog die Gestante benegt an sich. Noch mehr aber übertrahste es Helene, als sie auch bei Hohenhof eine ganz besondere Bewegung zu bemerken glaubte und in ihrem Gehirn dämmerte etwas wie

ein keises Verständniß auf, während sich ihre Lippen zu einem schelmischen Lächeln spalteten.

Ein etwas rauherer Herbstabend hatte die ganze Familie, Hohenhof natürlich mit eingeschlossen, am Kammerfeuer versammelt. Eine Thronne im Auge hielt die Amtsrätbin die Hand ihres Erstgeborenen umspannt, nur noch wenige Tage und die Abreise desselben stand vor der Thür.

Der Amtsrath gab sich die größte Mühe, der gedrückten Stimmung Herr zu werden, als ihm Kurt darin zu Hilfe kam.

„Sei nicht so betrübt, thauere Mutter,“ sagte er sich niederbeugend, um ihre Hand zärtlich zu küssen, „laß uns die Tage unseres Beisammenseins gütig genießen, unsere jegliche Trennung währt nicht mehr so lange, wie die letzte; zum Frühjahre kommt Ihr Alle zu unserer Hochzeit. — Robert,“ meinte er zu Hohenhof, „Du mußt Dir Deinen Reiseplan jedenfalls so einrichten, daß Du auch dabei bist! — Und die nächsten Herbstferien bringe ich mit meinem Weibchen wieder bei Euch zu.“

„Wer weiß, was bis zum nächsten Herbst nicht Alles geschieht,“ sagte die Amtsrätbin.

„Der wird immer gleich schwarz sehen, liebe Mutter. Freilich, Robert ist dann nicht mehr hier, oder er muß täglich von Tharnau herüber kommen, oder es sich gefallen lassen, daß wir bei ihm einziehen — aber halt, alter Junge, da fällt mir ein: warum hast Du uns überhaupt nicht einmal nach Deinem künftigen Heim geführt? Deine alte Margarethe kann uns doch jedenfalls mit einer Tasse Kaffee bewirthen.“

„Gewiß, Herr Hohenhof,“ fiel die muntere Helene dazwischen, „noch ist es Zeit, das Veräumte nachzuholen. Der glückliche Bräutigam der kleinen Gärtnerstöchter hat uns so viel von Ihrem schönen Tharnau erzählt, — ich glaube er ist, bevor er nach Neuhof kam, drüben Lehrer gewesen, — daß ich ganz neugierig bin, es kennen zu lernen.“

„Ebenfalls, Fräulein Helene,“ erwiderte Hohenhof, „werden Sie sehr enttäuscht sein; ein großes unbeobachtetes Haus ist nicht weniger als schön und macht meist einen trüben Eindruck, wenn es nicht ganz besonders lauschige Plätzchen aufzuweisen hat. Mein alter Dattel war jedoch zufrieden, wenn er sich mit seiner Weife und sonstigen Schätzen in zwei Zimmer zusammenversperren konnte, was darüber hinauslag, kümmerle ihn nicht und das Wenige, was ich bisher restaurirt, ist nicht der Rede werth.“

„Das heißt mit anderen Worten, Sie wollen uns nicht haben,“ scherzte Helene.

„Keinesfalls, ich bitte damit eben nur um Nachsicht, wenn Ihre Erwartungen nicht erfüllt werden, schäme mich aber glücklich, wenn mein Tharnau mit dem Besuch der Herrschaften beehrt wird. — Ich darf doch hoffen, gnädige Frau, daß Sie sich der Partie ebenfalls anschließen werden?“ wandte er sich an die Amtsrätbin.

Auch zu Maria sog sein Blick fragend hinüber, sie spielte mit dem Wädelhündchen ihrer Mutter und hatte sich vorgebeugt, um ihm auf ihren Schooß zu helfen; er konnte ihr Gesicht nur von der Seite sehen, es wollte ihm jedoch dünken, als ob die dunklere Nöthe desselben nicht allein von dem Widerschein des Feuers herrühre.

Die Amtsrätbin hatte ihre Theilnehmung zugesagt, und nach einigen Hin- und Herreden wurde der nächstfolgende Nachmittag zu der beabsichtigten Fahrt ausgesetzt.

„Da wir in zwei Wagen fahren, wirst Du, Kurt, die Damen begleiten,“ ordnete der Amtsrath an, „der Papa, Hohenhof und ich nehmen meinen offenen Jagdwagen.“

„Verzeihung, Herr Amtsrath, wenn ich einen anderen Vorschlag mache, verzeihe Hohenhof.“ „Meine dem Pächter in Tharnau zur Verfügung gestellten Kappen machen sich dort mitunter unnütz und es kann ihnen nichts schaden, wenn sie in mir wieder einmal den Herrn finden, ich will so wie so morgen früh hinüber reiten, damit sich meine alte Margarethe doch auf den zu erwartenden Besuch etwas vorbereiten kann, bitte

jedoch im voraus, mit sehr bescheidenen Ansprüchen an sie heranzutreten. Wenn es den Herrschaften so recht ist, bringe ich meine Equipage mit zurück und stelle sie zur Verfügung.“ Der Vorschlag wurde allgemein acceptirt und Kurt hielt es für geboten, daß seine Eltern und Schwiegereltern im bequemen Wagen Platz nahmen, während Helene, Maria und er bei Hohenhof im offenen Unterkommen saßen.

Am anderen Morgen gab es einen so schönen und klaren Herbsttag, wie er in der letzten Zeit nicht mehr gewesen. Hohenhof, der kurz vor Tisch von Tharnau zurückgekehrt, drängte nach dem Essen zur Abfahrt. Die Wagen kamen vor das Portal vorgefahren, und ein Diener brachte Decken und Tücher heraus.

Helensens kleine Füße traten ungeduldig auf den Steinplatten hin und her, sie konnte es kaum erwarten, bis sie Kurt auf den Wagen hob. Maria kam erst im letzten Augenblick herunter und setzte sich neben sie. Und nachdem Hohenhof dem Kutscher die Zügel abgenommen, und sich gleich Kurt auf den Bod geschwungen hatte, zogen die Pferde schnell an.

„Wir kommen langsamer nach,“ rief ihnen der Amtsrath zu, „meine Damen würden eine Weltfahrt mit den schwarzen Teufeln nicht aushalten.“

Maria verhielt sich sehr still und in sich gelehrt, Helensens Mündchen schwieg jedoch keinen Augenblick, und deshalb fiel ihr die Schwelgenankelt der Gefährtin nicht auf. Ein paar Mal richtete sie eine directe Frage an Hohenhof und veranlaßte diesen sich rückwärts zu wenden, wenn er aber auch mit Helene sprach, so suchte sein Blick doch Maria, es gelang ihm jedoch nicht, mit dem ihren zusammen zu treffen.

Die alte Margarethe hatte schon lange nach den Ankömmlingen ausgehakt, kitzend kam sie herangetreten. Sie hatte dem Besuch zu Ehren ihr schwarzleibenes Staatskleid angelegt, ein einfaches Häubchen bedeckte ihren fast ganz weißen Scheitel und mit der vorgebundnen großen Weinwandbürtze und dem rasselnden Schlüsselgelinde an der Seite machte sie einen recht hausmütterlichen Eindruck.

Helene bot ihr, dem Beispiel der Herren folgend, zum Gruß die Hand, als ihr jedoch auch Maria die ihrige hinstreckte, sah ihr die Alle fast herzlich in die Augen und drückte, bevor sie die schlanken Finger wieder frei gab, erst ihre wellten Lippen darauf.

Die dadurch hervorgeruene Verlegenheit Marias sollte sich noch steigern, als sie aufsehend sich von Hohenhof beobachtet sah, sofort wandte er sich jedoch lächelnd ab.

Tharnau bot viele Sehenswürdigkeiten, Hohenhofs Dattel war ein großer Liebhaber von Alterthümern gewesen und hatte viele Kunstschätze aufgesäuft. Der dafür kundige Sinn des Professors entdeckte so viel Sehenswürdigkeiten, daß er seinem Erstaunen nicht Worte genug verkehlen konnte.

Helene imponirte hauptsächlich der erst kürzlich vollendete Schloßbau, sie wollte darin einen Beweis finden, daß Hohenhof mit der Abficht umging, sich bald zu verheirathen.

„Denn für Sie allein wäre das alte Haus mehr als groß genug gewesen,“ meinte sie, „so hübsch diese großen Räume bewohnt sind, für einen einzelnen Herrn sind sie doch ungemüthlich. Am besten gefällt mir der blaue Salon, er hat viel Lehnlichkeit mit Marias Zimmer in Neuhof, ich wünschte, er gehörte mir. Weißt Du, Kurt, wenn ich Dich nicht früher kennen gelernt, würde ich jetzt die Huldigungen Herrn Hohenhofs annehmen.“

„Um des blauen Salons willen?“ scherzte dieser.

Sie lachte und ihren Bräutigam an Dhre zupfend, gab sie ihm einen Kuß.

„Nicht wahr, Schatz, darauf antworten wir nicht, denn selbst der unliebenswürdigste von Euch Männern bildet sich ein, seiner selber willen geliebt zu werden. — Wollen Sie es glauben, Herr Hohenhof,“ wandte sie sich ihm wieder zu, „ich bin nicht im Stande, Kurt auch nur im Geringsten eifersüchtig zu machen, und habe mir schon oft den Kopf zerbrochen, ob es recht ist: „In der Liebe ist Eifersucht.“ Kurt behauptet

das Gegentheil und meint, daß es ihn tief betrüben würde, wenn er jemals eine eifersüchtige Regung bei mir wahrnehme, ich hingegen würde es gern sehen, wenn ich ihn eifersüchtig machen könnte."

"Du weißt, Herz, ich bin keine Othello-Natur, Du mußt mich nun schon so nehmen, wie ich bin," entgegnete Kurt lächelnd, "frei gehe ich Dich nicht mehr."

Hohenhof hatte einige bestaubte Flaschen aus dem ehemaligen Weinsteller des Otelns herausgeholt, und die beiden Amtsräthin nahm, von Margaretha geführt, Rüche und Svelsegevolbe in Augenschein, die vier jungen Leute hingegen waren in den Garten hinausgetreten. Helene hatte wie gewöhnlich kurts Aem genommen, Hohenhof und Maria gingen nebenher. Die Thür des Treibhauses stand offen, und einige bereit stehende Sessel luden zum Niederstehen ein. Plaudernd hatte man bereits ein halbes Stündchen daseilbst zugebracht, als Maria eine im Hintergrund stehende selten schöne Palme aufsiel, diese wollte sie in der Nähe betrachten, und hatte sich deshalb von den Anderen entfernt. Hohenhof bemerkte es kaum, als er ihr nacheilte.

Auß Helenes Augen sah der Schelm, den rothgen Finger an die Lippen legend, gebot sie Kurt zu schweigen.

"Komm," meinte sie, ihn am Arme mitfortziehend, "ich glaube, die Beiden haben sich etwas zu sagen, wo wir nicht dabei zu sein brauchen."

Maria hatte das Gespräch verstummen hören, sie blickte auf, da stand aber auch schon Hohenhof vor ihr.

"Kurt und Helene sind fortgegangen," sagte sie, "lassen Sie uns dieselben auffuchen," und sie wollte an ihn vorbei gehen.

Der ängstlichen Hast des jungen Mädchens gegenüber kam eine gewisse Kleinmuth über Hohenhof.

"Weiben Sie, Maria," bot er leise, "ich weiß, daß Sie Grund haben, mir zu zürnen, wenn ich jedoch schon längst eine Ausrede mit Ihnen herbeigebracht, sind Sie mir immer ausweichen, und doch kann es Ihnen nicht mehr fremd sein, daß jeder Pulsschlag meines Herzens Ihnen gehört. — Sprechen Sie, Maria, bin ich in meinen Hoffnungen zu weit gegangen?"

Wortlos stand ihm diese gegenüber; aus ihren gesenkten Wimpern stieß eine Thräne ihre sammetne Wange hinunter. Langsam schlug sie die Augen auf, und er mußte wohl in diesem Blick sein Glück zu lesen verstehen, denn aufschauend schlang er seinen Arm um sie und zog sie an sich.

"Mein Lieb, endlich mein süßes Lieb!" rief er, ihre Lippen küßend. Durch Thränen lächelnd lehnte sie glücklich ihr Köpfchen an seine Schulter.

"Nicht wahr, Robert," flüsterte sie leise, "geht die Deine beabsichtigte Reise auf und bleibst in Neuhof?"

"Wenn ich reife, bist Du dabei, Geliebte, das heißt, wenn wir unsere Hochzeitreise machen. Wenn ich aber auch Neuhof so bald als möglich verlasse, so werden wir uns doch täglich wiedersehen; selbst wenn Tharnau nicht so nahe wäre, werde ich doch immer etwas zu fragen haben, damit ich das künftige Heim meines Liebings nach seinem Geschmack herstellen kann."

Die mit röthlichem Schein untergehende Sommerwarmsche Strahlen durch die Scheiben des Glashauses und spielte wie liebend auf dem goldigen Scheitel der Braut. Klüftend neigten sich die Blütenkelche und Blätter zusammen. Zwei glückliche Menschenkinder, welche eng an einander geschmiegt beisammen saßen, hatten Alles um sich herum vergessen — sie gehörten nur sich allein an. —

Der Amtsrath ward durch die Verlobung Hohenhofs und Marias nicht ganz überbracht, einige Andeutungen Helenes hatten ihn aufmerksam darauf gemacht, freudig bewogen ertheilte er seine Einwilligung. Auch die Amtsräthin freute sich des Glückes ihrer Tochter, sie hatte Hohenhof längst werthschätzen gelernt und gefunden, daß ihr Neffe



Indianische Götzen. (Siehe Seite 719.)

Teodor einen Vergleich mit ihm nicht ausfiel.

Das nächste Frühjahr, wo Hohenhof auch die eigene Bewirthschaftung seines Gutes übernahm, vereinte, gleich Kurt und Helene, ihn mit Maria für immer; die beiden Paare machten ihre Hochzeitreise gemeinsam. Maria und Hohenhof hielten darauf ihren Einzug in dem festlich geschmückten Tharnau. Bald nach demselben machten sie einen Besuch in dem Förstlerhause; die alte, vom Schlage getroffene Frau weinte Freudenthränen, als sie ihre Weissagung erfüllt sah, sie hatte, wie sie behauptete, nachdem sie das junge Paar zum ersten Mal beisammen gesehen, sofort gewußt, daß sie zusammen gehörten.

Teodor von Wallen hat richtig die kleine Rosa Friedländer geheiratet und zwar soll seine Mutter die Partie wesentlich begünstigt haben. Natürlich hat Herr Friedländer alle Schulden seines Schwiegerohnes bezahlt und das von der Gräfin Mutter geschickt mit eingerechnete Deficit ihrer eigenen Kasse ebenfalls ausgeglichen. Eine ansehnliche, contractlich festgesetzte Jahresrente erlaubt Graf Teodor ein handesgemäßes Auftreten.

Schlesische Chronik.

Elen-Walchen 7. (Mit Portrait.) Die bekannteste Erscheinung des Schneidermeisters Kellers unter dem alterthümlichen Rathhause zu Breslau, das „Elen-Walchen“, ist nicht mehr unter den Lebenden. Sie hat ihren Ferkelkorb mit den Lamealen und Ellen und allerhand Kleintrom nach 60 Jahre langem rastlosen Handeln sinken lassen und endlich die Ruhe gefunden, die ihrem Leben und Treiben in dem ewigen Murren und Summen der Keller-Atmosphäre fehlte. Sechzig Jahre lang ist Elen-Walchen die Stufen zu den Keller-Räumen auf und abgestiegen und die düsternen Gewölbe von Tisch zu Tisch durc wandelt. Am 7. April 1884 hatte sie das 60jährige Jubiläum dieses Kellerhandels, und am 27. Mai 1884 ihren 73. Geburtstag zu feiern. Sie war an genanntem Tage im Jahre 1812 als die Tochter des Tischlers Peter Samuel Renner geboren. Da ihre Familie arm war, so



musste Amalie Renner schon von ihrem zwölften Jahre an durch geringen Verdienst zum Unterhalt derselben beitragen; sie fing an zu handeln und ist bei diesem Erwerbsswege ebenso im jugendfrühen Zustande der Vereinfachung geblieben. Da die Hauptartikel ihres Handels stets Ellen und Lameale waren, so erhielt sie durch der Ehre eines Einzelnen, der zum Vollwaise wurde, den Beinamen „Elen-Walchen“. Wieviel hat es Briten gegeben, in denen ihr der Name Unbefangenen verursachte, aber sie hatte sich seit Ranzens daran gewöhnt, und es gab auch Niemand in dem ganzen zahllosen Keller-Jubiläum, der Elen-Walchen noch belächelt hätte. Sie stand unter dem Schutze der Gewandtheit. Unter den Curiositäten des Schneidermeisters Kellers hängt das Diplom eines imaginären Kellersönigs, welcher Elen-Walchen gelegentlich ihres 50jährigen Handels-Jubiläums, 7. April 1874, „in Anerkennung ihrer Verdienste um die Elen- und Lameal-Industrie“ zur Ehrenname seines Hofes ernannte. Im Uebrigen siehe Nr. 33 b. Hl.

Prichorn. Den 9. Juni 1884 starb hier der frühere Erbschottelbesitzer Johann Gottfried Schaar, im Alter von 89 Jahren 4 Mon. 16 Tagen. Er hat das Amt eines Schölen der gebärdeten Gemeinde 53 Jahre bekleidet und nicht nur als solcher derselben, sondern auch als Mitglied des Kreisrates und als Kreisrath dem Kreise Strzelen durch Thätigkeit und ein festes, sicheres Handeln bebrühmte Dienste geleistet. Derselben wurden Allerhöchsten Orts durch Verleihung des Allgemeinen Ehrenzeichens, sowie des Rothen Adler-Ordens IV. Klasse gewürdigt. Von seinen 10 Kindern überleben den Vater 6, die Zahl der bis zu seinem Todestage geborenen Entkinder beträgt 40, die der Urentel 4. G. Vogt.

Proben des Franzentien. Der Osts-Auszügler Franz Förster und drien Ehefrau Zeresia, geb. Christoph, begingen am 2. Juni cr. die Jubelsfeier der diamantenen Hochzeit, und erhielten aus den Händen des das Jubeljahr einjüngenden Kaisers Apoloni die von den Kaiserlichen Majestäten verliehene Ehejubiläumsmedaillie. Der Gatte ist 85, die Gattin 83 Jahre alt; Ersterer ist körperlich schwach, während die Frau noch recht tüchtig erscheint. Rasch, Communal- und Standesbeamter.

Ein Dorfgerüthe aus der Zeit der Bauern-Görigkeit. (Fortsetzung.)

§ 17. Wenn die Unterthanen und Inwohner etwas von Realitäten oder anderem zu verkaufen haben, sollen sie solches vorher der Herrschaft anbotzen und vernehmen, ob Sie denen benötiget ist oder nicht; Auch sind sie schuldig, wann sie in eine Stadt gehen, es sey wohin es wolle, solches zu melden und sich zu erkundigen, ob die Herrschaft dasselbst etwas auszurichten hat, machen daburich zu Ihrem eigenen Besten vielmals die Botzen können erfahret werden, bey Strafe, wer es unterläßt 12 fl.

§ 18. Alle diejenige, so der Gnäd. Herrschaft anhero mit Unterthänigkeit verbunden, sollen sich 4 Wochen vor Weihnachten oder wenn sie erfordert werden, gehörig stellen und Widersigen alle Ungehorsame mit harter Bestrafung angesehen werden. Ingleichen sollen auch alle der Unterthanen zu Diensten taugliche Kinder anders wohin nicht vermietet werden, es sey denn daß die Herrschaft oder Dero Unterthanen sie nicht bedürffen.

§ 19. Auch soll während Erndten-Zeit kein Unterthan weder Männl. noch Weiblichen Geschlechts noch auch die haufigenomen ihre Grände fremde Arbeit annehmen, wenn solche entweder die Herrschaft selbst oder Ihre Unterthanen derselbigen brauchen, dahero sich dieweils ein jedes ehe es fremde Arbeit annimmt bey der Obrigkeit zu behöriger Zeit anmelden, und hierüber Erlaubniß suchen soll.

§ 20. Wann im Sommer bey der Nacht ein Donner-Wetter entsethet, soll ein jeder Wirth und Hausherrin Ihre Kinder und Weibde zum Gebeth und Herrlicher Anrufung Gottes ernstlichen Anmahnen, damit Selbiger nach seiner grundtollen Bäterlichen Barmherzigkeit allen Schaden und Unglück in Gnaden abwenden wolle.

§ 21. Bey Hegung der Gerichte sollen die Gerichts-Verfahnen jederzeit Gott vor Augen haben als der in Gerichten gegenwärtig ist und dahero jedermänniglich, Wer der auch sey, Einheimisch oder fremdbder gewissenhaft und rechtsbefähigdie Hülffe nach dem ihnen vom Gott verliehenen Verstande wiederfahren laßen.

§ 22. Auch sollen die sämtl. Gerichte und sonstn jedermänniglich fleißig Vorsorge tragen, daß kein Gottes-Missetater oder Flucher wie auch öffentl. Diebe, Hurer und Ehebrecher in der Gemeinde sich befinden mögen, und da deren sich einige betreten ließen, solches der Herrschaft behörig anmelden, damit selbige zu gebührender Bestrafung können gezogen werden.

§ 23. Soll ein jeder Wirth sich eine leichte Tachleiter wie auch ein Stängel mit angebundener Leinwandener Lappen halten, sich dessen bey entsetzlichen Feuers-Brünften (welche doch der Barmherzigkeit Gott jederzeit in Gnaden abwenden wolle): zu bedienen.

§ 24. Der Kreischer und Bräuer soll keine Wäste länger als biß umb 10 Uhr in die Nacht legen, oder Jhnen einsinken oder jäßig aufsehen, sondern nach Verlohrener Zeit ein jedes an seinen Orth weisen und gehen heißen, die behörige und schuldige Arbeit nach Weibde des Andern Tages verrichten könne. Wer hierinnen nicht paviren und folge leisten will, soll 1 Thl. Strafe erlegen.

§ 25. Ein Ehrbrader und güldiger Tanz wird zwar gestattet, doch soll hierinnen geziemendes Maß gehalten, auch solcher zwar auf Sonntags angestellt werden und nicht eherder, als nachmittage gegen 3 Uhr angefangen, und Abends längstens umb 10 Uhr beßlossen, auch des Weibes Waid es sey Weiber oder Wäde, ein jedes an seinen behöriger Orth gewiesen und fortgeschickt werden, Wer darwider handelt soll jedsmahl so sich nicht will weisen laßen 1 Thl., wie jegldien die Spiel-Leute so über folche gestetzte Zeit zum Tanze aufspielen, gleichfalls 1 Thl. Strafe erlegen.

§ 26. Die Weistherigen Nichts und Roden Gänge, wobey vielerley Unrug getrieben wird, wie auch das an theils Orten gebraudliche Topf ansammelien oder sogenannte Krotze bringen, wird hiermit bey Entzuehung empfindlicher Strafe nachdrückl. verboten.

§ 27. Ein jeder Wirth soll seinen Hund angebunden halten oder mit einem guten Klappel versehen, damit solliche weder im Weibde-Werd noch im Getraide keinen Schaden thun. Bei Strafe 12 fl.

§ 28. Aller mördlichen Gewerke, so dem Bauer-Stande nicht gehören, soll sich ein jeder bey empfindlicher Obrigkeit. Strafe enthalten, doch hat sich jeglicher Wirth wohl eine anständige Haus-Wehre anschaffen, sich deren im Fall der Noth zu bedienen.

§ 29. Wenn es sich begiebet daß ein Ost-Baunt in des Nachbahr's Garten oder Heijn heugel, soll solcher in Gegenwart des andern, wenn die Früchte reiff sind, unerwähndt geschüttelt werden, und was so darran in des Nachbahr's Grund und Boden fällt, soll selbigen verbleiben.

§ 30. Weilen auch zum öfttern viele Raupen und Raupen-Nester an denen Ost-Bäumen sich finden und ansehen, so soll in berley Begeherten ein jeder Wirth so wohl Herbst-Zeit als im Frühjahre die Bäume fleißig reinigen, damit so wohl waldlosen dem Ungezieser gezeitert und die Früchte conservirt werden. Auch soll ein jeder Wirth sich besteligen Zährlich etwas von guten jungen Ost-Bäumen zu Pflanzn und anzupflanzn, damit die Weistheit der Nachkommen einmahl sehen, daß ihre Vorfahren gute Wirth gewesen.

§ 31. Wenn einem oder dem andern Wirthle von denen Gerichten befohlen wird, in gewissen Fällen sein Weibde von die Gerichte zu stellen, und solches aus erfordern nicht erscheint, soll es nicht allein zu Gericht, Verhöf gebracht, sondern auch § 1. gel. gestraft werden.

§ 32. Sollen aus Schlägereien zu wohl von den Wirthen als dem Gerichte gänzlich verboten seyn, und die Verbrecher nach befund werden, nehmlich von denen Gerichten zu gebührender Bekrafftung gezogen werden, nehmlich von einem Schläge oder Gaunertraffen 10 fl. von einem Mannes-Schläge oder Rauff. 1 rth. von einem Rauff mit einem Stein oder Glas 20 fl. Truffs aber fremde, so unbillig Handel und Schlägereien anfangen, ist die Strafe doppelt, unbeschadet der Gerichte ihrer Befehrlühn von Fremden und Einheimischen und sollen die Verbrecher solange in Verhöf. Verhöf gehalten werden, biß die Strafe wirklich erledigt ist.

§ 33. Mit allen eingehenden Straf-Geldern aber will ich folgende Einrichtung beobachtet haben, als, ein Drittheil davon soll der Herrschöf, vom dem Liebersef sollen die Gerichte den Viertheil Theil bekommen, und das übrige soll in einer aparten Spaar-Büchse für die Gemeinde aufbehalten werden, damit wenn irgend eine unermüthete Gemein-Anlage müße gemacht werden, solches Geld der Gemeinde zu einer Verhöfliche zuzulaten kom, und sollen die Gerichte darüber ein ordentliches Verzeichniß halten, der Schluß aber zu der Spaar-Büchse bleibt bei der Herrschöf. Zur Erläuterung dieses Buurets wird hier mit vermerkt, daß wenn 1 Mt. Strafe erlegt wird, so kommt die Herrschöf 10 fl., die Gerichte 5 fl. und der Gemeindef fallen 15 fl. zu, welches in allen Fällen, die Strafe sei hoch oder niedrig, nach Proportion also soll observiert werden. (Schluß folgt.)

Aus Heimath und Fremde.

Indianische Götzen. (Mit Illustration.) Zahlreiche Spuren des Lebens der Urvölkerung des amerikanischen Festlandes weisen darauf hin, daß es eine Zeit gegeben hat, in welcher Amerika und Mexiko in genauem Verkehr standen und erieres von letzterem aus bevölkert wurde. Wie dies geschah, auf welche Weise die halb mongolische, halb kaukasische Rasse den weiten Seemeg zurücklegte, das verliert sich in geheimnißvollen Dunkel der Vorgelt. Es ist so viel erforscht worden, daß von den Hochseem Verrath, Mexiko und Guaymas nomadisch, dem zwischen beiden erleren seltsamen Handwerke, eine hebraische Kultur nachweisig. In Peru herrschten die Inkas, die Schöne der Sonne, und ihre Religion war die mit waltende des Manco-Kapal. In Peru bildeten halb kriegerische Kasten das alleinige Oberhaupt, während die Mayasas auf Yucatanamerika zugleich ein weltliches und ein geistliches Oberhaupt hatten. Auf der Landenge (Panama) kauften milde kriegerische Völkerschaften. Es wurden Ackerbau, Handwerke, Künste getrieben, doch scheint es nicht, als wären bei diesen Urvölkern nomadische Völkern gewesen. Götterdienst war bei Allen heimisch, zum Theil Sonnenanbetung, zum Theil ein simplerer Ackerdienst, und auch von diesem Götterdienste find noch heute Spuren vorhanden. Da wo jetzt der blühende getrimmte, kalte und schweigelame Indianer jagt oder der Banther und Leopard streift, stehen vereint noch alte verfallene, frahenhafte Steingebäude, die allerdings nur eine sehr niedrige Stufe der alten Skulptur andeuten. Bei den Wäldern der Anden scheint eine mehr ausgebildete Kunst, namentlich in (heutigen Nicaragua) bestanden zu haben. In der Nähe von Masaco in demselben vordringt befindet sich ein tiefes Thal, das, je weiter man in denselben vordringt, immer enger und enger wird. Zuletzt endigt es in einer von Felsmauern ganz umgebenen Schlucht, und wenn man näher hinsieht, so findet man, daß die glatte Oberfläche des nachlässigen Felsens mit roh eingeschnittenen Figuren vollkommen überdeckt ist und zwar in einer Weise von mehr als zweihundert Fuß. Die Figuren bestehen vorzugsweise aus rohen Thier- und Menschengestalten. Zum Theil sind sie auch Abbildungen von Hosen, Schildern, Speeren und dergleichen, während andere darauf hindeuten scheinen, daß man ein Bild der Sonne darstellen wollte. Felswände mit solchen Schildereien finden sich in allen Theilen von Süd- und Mittelamerika zerstreut, allein leider sind ihre durch die Einwirkungen der Zeit vielfach verunstaltet, so daß man ihre eigentliche Bedeutung nicht mehr vollkommen zu erkennen vermag. Aus fast allen Bildern geht aber hervor, daß namentlich die Sonne den Urvölkern Amerikas als das Bild der höchsten Gottheit erschien. Diese sind es häufige Darstellungen, wo die Göttergötter ihren Bildern in Scene setzten. Die Götter zeigen zum Theil einen mehr sanfter Ausdrud, zum Theil aber sind es schreckliche Fratzenbilder mit weiten Mäcken, herausragenden Zungen, riesigen Schlangenschnäbeln, Milgatorstehen etc. und deuten auf den finstern Charakter, welchen die Oberpriester ihrer Religion zu geben wußten, vielleicht, um das Volk mehr in Furcht und Gehorsam zu erhalten.

Merke! Nützliches.

Zum Nutzen gesunder Fische. Professor Braun in Leipzig schreibt: „Wenn man die Fische unserer Gewässer untersucht und mit denen von Leuten vergleicht, welche zeitweilig krank gehen oder nur Sandalenbekleidung tragen, so bemerkt man einen großen Unterschied, der sehr zu Ungunsten der civilisirten Bevölkerung ausfällt. Und zwar

zeigt sich, abgesehen von Hüneraugen, Druckschwellen, eingewachsenen Nägeln, namentlich eine Verschickung und Verkümmung der Beine bei denen, welche dauernd die bei uns übliche Fußbekleidung tragen. Diesen Leibesliden, welche eines der schönsten und brauchbarsten Drogane unseres Ritters beschiädigen, abzuhefen, ist wiederholt die Aufgabe der Anatomen und Ärzte gewesen, wie aus der ausgebreiteten Literatur zu ersehen ist, welche über den Bau einer zweckmäßigen Fußbekleidung handelt. So anerkannteswärt aber diese Verschickungen sind und so vorzüglich einzelne Leistungen der Anatomen erscheinen, so kann doch diese Aufgabe noch nicht als gelöst betrachtet werden. Und zwar hauptsächlich deshalb, weil man bisher die Ursache des Uebels nicht vollständig erkannt hat. Man hat dem Schufter Alles in die Schuhe geschoben und dabei übersehen, daß ein ungewöhnlich construirter Strumpf ein ebenso schuldiger Uebelthäter ist, als ein unpassender Schuh.“ Es sei daher darauf hinzuwirken, dem Strumpfe mehr die Form des Fußes an den Beinen zu geben.

Nutzen der Kalmswurzeln. In der „Dresdener Landwirthschaftlichen Presse“ wird mitgetheilt: Die Wurzel der Kalmspflanze wird von den Materialisten, Fabrikanten ätherscher Oele, Destillateuren, Conditoren und Apothekern ic. gerne gekauft, vornehmlich aus Weizen, wo die vielen Theile das Weizen des Kalms in hohem Grade begünstigen. Im Handel berechnet man 100 Kilogramm ungefährt getrocknete Wurzel mit 45 Mark, geschälte, schön weiße getrocknete Wurzel mit 70 Mark, und ausgekocht, ganz weiße Wurzel mit 230 Mark. Kalms ist vornehmlich demnach einen nicht unbedeutenden Handelswerth, worauf wenig Zehnteltheil noch zu geringe Bedeutung zu legen scheinen. Der Händler muß tradiren, mit billiger Kreierkraft (Kinder) die frischen Wurzeln sauber abspülen und auf Fäden aufreihen zu lassen, worauf dieselben an luftigen Orten getrocknet werden. Die Schalenabfälle sind für den Destillateur sehr werthvoll, sei es zur Verarbeitung auf Kalmsöl, oder für Liqueure, da die äußere Schale des Kalms den größten Delgehalt besitzt. Dadurch wird eine doppelte Verwerthung einerseits durch die reine Waare, andererseits durch die Abfälle ermöglicht, so daß sich bei richtiger Eintheilung ein ganz erheblicher Gewinn ergibt. Von 4,5 bis 5 Kilogramm frischen Kalmswurzeln erhält man 1 Kilogramm trodene. Die Sammelzeit des Kalms ist entweder im Frühjahr oder im Herbst.

Schlesischer Gerichtsalender.

- (Nach Mittheilungen des Pastor Vorkmann in Frausnich.)
- Den 3. August 1442. Bestizung des festen Schlosses Hohenstein bei Löwenberg durch die Hussiten.
 - 1555. Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg giebt der Stadt Sagan die Pfarrkirche wieder.
 - Den 4. August 1483. Die Stadt Ranslau brennt ab.
 - 1513. Schmiedberg erhält das Stadtrecht.
 - 1671. Die evangelische Stadtkirche zu Trebnitz wird nebst den Landkirchen des Stiftes Trebnitz den Katholischen eingeräumt.
 - 1689. Große Wasserfluth in Goldberg.
 - 1792. Brand zu Gnadentrie.
 - Den 5. August 1569. Herzog Johann von Münsterberg giebt den Städten Silberberg und Reichstein eine neu abgetheilte Freiheit.
 - 1687. Die evangelischen Einwohner zu Reichemsdorf und Rieder (1240 Personen) wandern wegen Religionsbedrückung des Abis zu Strikau aus und gründen zu Neu-Gersdorf bei Bressersdorf eine eigene Colonie.
 - 1761. Vereinigung der österrreichischen und russischen Armee bei Striegau. Friedrichs II. verlassenes Lager zu Bunzelwitz.
 - Den 6. August 1551. Feuersbrunst in Löwenberg: 175 Häuser.
 - 1630. Olagau wird von den Protestanten erobert und die Kaiserlichen werden bei Strinau geschlagen.
 - 1701. Die Bergstadt Tarnowitz brennt gänzlich ab.
 - Den 7. August 1349. Grottau brennt ab als auf 6 Häuser.
 - 1632. Klotter Leubus wird von den Schweden geplündert.
 - 1650. Schwedische Truppen ziehen von Olagau ab, das sie mehrere Jahre besetzt gehalten hatten.
 - 1789. Brand in Parchwitz.
 - Den 8. August 1469. Große Feuersbrunst in Olag.
 - 1717. Großer Brand zu Raumburg am Duris, durch einen Blitzstrahl entzündet.
 - 1748. Die Stadt Wlitz brennt ganz ab.
 - 1762 bis 8. October. Schreckwind von den Preußen unter Tauentzien belagert.
 - 1775. Einweihung der evangelischen Kirche zu Carlseube in Oderschlesien.
 - 1806. Friedrich Wilhelm III. entschließt sich zum Kriege wider Frankreich in Verbindung mit Sachsen und Rußland; die silesischen Truppen werden mobil gemacht, ihr Sammelplatz ist zwischen Sagan und Bunau.
 - Den 9. August 1227. Die Rußstadt zu Breslau wird von Herzog Heinrich VI. mit der Altstadt völlig vereinigt und Breslau zur Hauptstadt erhoben.
 - 1487. Die Stadt Leignitz erkaufte das Gut Pfinkeisdorf von der Wittwe Thomas Brandendorff.
 - 1507. Großer Brand zu Wrieg.

